



TEXTE

Preis für junge Literatur

*Augen
blicke*

Die 23 besten Texte

Herausgegeben von Anna Braendle

24



TEXTE

Preis für junge Literatur

*Augen
blicke*

DIE 23 BESTEN TEXTE

2024

Herausgegeben von Anna Braendle

Die Autorinnen → und Autoren

Inhaltsverzeichnis

Grußwort MARKUS MEYER	6
Vorwort CHRISTOPH BRAENDLE	8
Jetzt ist ADELE BARDELLI	11
Einsam zusammen LIV BURKHARDT	13
Litanei einer Sterbenden MARIE-VALERIE DANIELL	16
Auf der Mariahilfer Straße FELIX DENK	18
Eine bittere Hoffnung ISABEL GARCIA	25
Wunden TIM-XAVER HERZOG	29
Der Haftgleiteffekt HANNAH HEUMAYER	33
(De)Crescendo JANA HILBER	36
Der Schuss BENJAMIN HÖLLER	39
Seiltänzer BRUNA KAROLYI	43
Narrenmatt FLORA LUKAS	45
Vellichor EMILIA MASEK	47
Kommen und Gehen SOPHIA NEBEL	49
Das Lied von Furcht und Angst SARAH NOTHEGGER	52
Dreckige Wolle RÉKA PAPP	56
werner x jaqueline FRANZISKA PAYR	58
Bodega mit Hypokaust PHILIP PECORARO	60
Rote Iris MERLIND RAIBLE	64
Unsere Stadt, 1:34 nachts, örtliches Altenheim THERESA SCHMEROLD	69
Glas SOPHIE SCHUSTER	72
Wenn die Luft weg ist. SANNA SINGER	74
Drei Sekunden weg MIRIAM TRNKA	76
Kyklop DUNJA VUKOBRATOVIĆ	78
Danksagung	82

IMPRESSUM

Augenblicke. Die 23 besten Texte.

Herausgegeben von Anna Braendle.

Umschlaggestaltung und Satz: zwo / www.buerozwo.at

© 2024 Verein Literarische Bühnen Wien.

Grußwort

Die Sprache ist die Kleidung der Gedanken.

SAMUEL JOHNSON*

Als Präsident des Vereins **Literarische Bühnen Wien** möchte ich Sie herzlich begrüßen.

Der von unserem Verein ausgeschriebene Preis **Texte. Preis für junge Literatur** möchte alle jungen Menschen anregen, die sich für Literatur und Sprache interessieren.

Er möchte sie einladen, die Sprache zu erkunden, und sie ermuntern und ermutigen, dabei nach Lust und Laune aus der Vielfalt an Angeboten in Literatur und Sprache zu wählen.

Christoph Braendle, Gründer und Intendant dieses Preises, steht als Schriftsteller mit der ganzen Kraft seines Könnens und seiner Erfahrung hinter der Idee, jungen Menschen einen Zugang zu verschaffen, ihrer Kreativität durch und über die Sprache einen Ausdruck zu verleihen.

Die Sprache ist unsere ureigenste Ausdrucksform. Als Kinder finden wir die ersten Worte und lernen sie zu sprechen. So erhalten wir unseren ersten Zugang zur Welt des Begreifens, des Denkens und des Ausdrucks. Diese besondere Gabe bedarf jedoch einer stetigen Förderung, sonst verkümmert sie. Uns Erwachsenen kommt nun die Aufgabe zu, den Kindern den Weg frei zu machen für einen reichhaltigen Umgang mit Sprache und mit dem Denken an sich. So sind sie dann in der Lage etwas zu erwerben, das unverzichtbar ist für unser menschliches Sein und unser Zusammenleben: nämlich die Fähigkeit, alles, was gedacht werden kann, zu denken und es Anderen mitteilen zu können. So entsteht Kommunikation.

Wir vom Verein „**Literarische Bühnen Wien**“ haben es uns zur Aufgabe gemacht, allen jungen Menschen eine professionelle Hilfe anzubieten, die durch das Schreiben ihre Fantasie, ihre Kreativität zum Ausdruck bringen möchten. Wir möchten sie dazu anregen, ihre inneren Gedankenwelten völlig frei und so fantasievoll wie möglich sprachlich zu erkunden und durch ihre Geschichten auch Andere an ihren Gedankenwelten teilhaben zu lassen. So entsteht Literatur.

Ich lade Sie herzlich ein in die vielfältigen, berührenden, spannenden und inspirierenden Gedankenwelten der jungen Literatur.

Viel Freude beim Lesen.

MARKUS MEYER

PRÄSIDENT VEREIN LITERARISCHE BÜHNEN WIEN

* 1709–1784, englischer Schriftsteller, Dichter, Kritiker

Liebe Autorin, lieber Autor.

Diese Broschüre ist dir gewidmet. Sie zeigt, dass entgegen allen Klischees die Fähigkeit zu schreiben nicht nur nicht am Aussterben ist, sondern einer neuen Blüte entgegensteht. Heuer erhielten wir 398 Texte aus ganz Österreich und dem umliegenden Ausland von erstaunlicher Qualität. Sie beweisen, dass ein Mitteilungsbedürfnis besteht, für das diese Plattform ideale Voraussetzungen bietet. Die professionelle Plattform **Texte. Preis für junge Literatur** für kreatives Schreiben ist in einer Zeit, da sich Höhere Schulen auf das Üben von Textsorten, von Nutztexen also, zu konzentrieren haben, von zwingender Notwendigkeit.

Auf dem Weg ins Finale musstest du einen Bewerbungstext zum Thema „Augenblicke“ einreichen. Der Moment des Verliebenseins oder des Entliebenseins, Momente, welche den Weg in die Zukunft prägen und solche, die in der Vergangenheit wirkungsmächtig waren: das sind Themen, die in vielen Beiträgen repräsentiert werden. Das Schicksalhafte der eigenen Existenz macht sich bewusst, und dieses Ausgeliefertsein an Mächte, über die man nicht bestimmen, die man nicht beherrschen kann, ist gerade jungen Menschen sehr bewusst

Aufgrund eines öffentlichen Votings, an dem sich mehrere tausend Personen beteiligten, und der Beurteilung durch unsere Fachjury erreichten 25 Jugendliche das Finale. Mein Dank gilt der Jury. Judith Fischer, Erwin Greiner, Andrej Haring, Eva Holzmann, Vanja König, Hanno Millesi, Lena Moormann, Jana Podbelsek, und Peter Wildner widmeten sich mit enormem Engagement der Aufgabe, aus den vielen Einreichungen jene 25 herauszufiltern, die sie als finalwürdig betrachteten, und schließlich zu entscheiden, wem der Sieg am diesjährigen Wettbewerb zugesprochen wird.

Da wir der Meinung sind, dass zahlreiche Beiträge, welche die Endrunde vielleicht nur knapp verpasst haben, es verdienen, einem Publikum präsentiert zu werden, organisierten wir neben dem Finale zahlreiche Lesungen in verschiedenen Wiener Bezirken und in Salz-

burg und St. Pölten. Dazu kamen Workshops in Salzburg mit Vladimir Vertlib und in St. Pölten mit Daniela Emminger. Die meisten Lesungen und Workshops sind von unserem Foto- und Videografen Roman Picha festgehalten worden. Die Aufnahmen stellen wir auf unserer Website www.texte.wien, auf YouTube und auf anderen Kanälen der interessierten Öffentlichkeit zur Verfügung.

Als Finalistin oder Finalist konntest du über einen Monat hinweg Workshops mit den Schriftstellerinnen und Schriftstellern Franzobel, Florian Gantner, Tanja Paar, Petra Piuk und Michael Stavaric besuchen. In dieser Zeit hattest du noch einen Text zum Thema „Augenblicke“ zu verfassen. Diesmal gab es keine Beschränkung der Länge.

Ich möchte mich an dieser Stelle bei unseren Förderern und Sponsoren bedanken. Besonderer Dank gebührt meiner Frau Anna, die nicht nur die Broschüren zum Wettbewerb herausgibt, sondern immer und immer wieder und in zahllosen Gesprächen entscheidende Ideen mitentwickelt; Margit Riepl, die von Anfang an meine kongeniale Partnerin in diesem Wettbewerb ist und als kaufmännische und organisatorische Leiterin diesen Wettbewerb so erst möglich macht; dem erwähnten Roman Picha für seinen unermüdlichen Einsatz; und Christoph Nemetz und Thomas Wolf, die als Grafiker und Webmaster Gesicht und Funktion des Wettbewerbs bestimmen. Ein besonderes Dankeschön geht an Markus Mayer, der das Amt des Obmanns des Vereins übernommen hat.

Der größte Dank gebührt allerdings dir, liebe Autorin, lieber Autor. Es bedarf des Muts, seine Gedanken ins Licht der Öffentlichkeit zu stellen und sich damit auch der Kritik auszusetzen. Mit dieser Broschüre möchten wir dich darin bestärken, deine kreativen Fähigkeiten weiterzuentwickeln und die Freude am Schreiben lustvoll zu pflegen.

CHRISTOPH BRAENDLE

SCHRIFTSTELLER UND INTENDANT
TEXTE. PREIS FÜR JUNGE LITERATUR

Jetzt ist

ADELE BARDELLI

Ein rohes Stück Fleisch: ganze 60 Kilo bringt es auf die Waage. Muskel, Fett, Knochen, Knorpel, Nerven, Adern, Blut, Schleimhäute, Sehnen, Haut, Hornhaut, Augäpfel, Wimpern, Nägel, Haare, Zähne, Muttermale, Pickel, Rotze, Eiter, Magensäure. Für die ersten vierundzwanzig Stunden nach dem Tod wird wenig geschehen, danach aber wird es langsam, aber sicher seinen Zersetzungsprozess beginnen. Nach und nach werden seine Einzelteile zurück in die Erde gehen und zu Bestandteilen von etwas anderem werden.

Immer dasselbe: Jeden Tag stirbt wer und jeden Tag wird Neues geschaffen. Wie eine große Recyclinganlage bastelt die Natur aus den Elementen, als seien sie Legosteine, neues Leben. Alles auf dieser Erde ist demselben Schicksal ausgeliefert und wir Menschen gehen verschieden damit um. Viele Personen glauben an die Lehre einer Religion, andere wissen nicht, wie sie mit dem Tod umgehen sollen.

Du aber, stellst dir den Tod nicht als großes dunkles Unglück vor – nicht als das Böse, das dich holen kommt und nicht als Sensenmann, wie er manchmal dargestellt wird, nein. Du glaubst, dass es nach dem Tod wie vor der Geburt ist: Du, als funktionierender Körper, als agierende Zelleneinheit, wirst schlicht und einfach nicht mehr sein. Keine Hölle, kein Himmel, kein Karma und kein jüngstes Gericht – deine Nervenzellen werden keine Impulse mehr schicken und die Reize der Umwelt wirst du nicht mehr verarbeiten können. Irgendwann wirst du nur noch eine Erinnerung sein.

Manchmal liegst du abends im Bett und stellst du dir vor wie du alt und erschöpft auf einem anderen Bett liegst, umgeben von Kindern und Enkelkindern, und wie du die Augen schließt und stirbst. Es macht dich traurig, dass du nicht mehr mitbekommen wirst, was auf der Welt ohne dich passiert. Wer weiß welche Entdeckungen man machen wird und was es für neue Erfindungen geben wird. Dich überkommt auch

die Angst früher zu sterben, du hast noch nicht alles gesehen, was du sehen willst und noch nicht alles erlebt, was du erleben willst.

Nach dieser kurzen FOMO – „Fear of missing out“ – wird dir bewusst, dass es dir als toter Mensch egal sein wird. Nein falsch, es wird dir Garnichts sein, denn du wirst nichts mehr empfinden können. Im Endeffekt hast du das Glück leben und sterben zu dürfen. Also beschließt du dieses Glück zu nutzen und zu hoffen, dass dein Ende so spät wie möglich kommen wird.

Die Vergangenheit ist ein riesiges Paket, das aus Erinnerungen, Erzählungen, Aufnahmen und Abbildungen besteht. Du kannst den Inhalt des Paketes anschauen, daraus lernen, ihn anders erzählen, jemandem vorenthalten, jedoch niemals ändern. Die Zukunft auf der anderen Seite ist ein Glücksspiel. Jeder setzt auf den Beruf, den Partner und die Wohnung von denen er oder sie glaubt sie werden den größten Gewinn bringen. Doch die beiden Geschwister Glück und Unglück werden immer in ihren Verstecken lungern und die Pläne nichtsahnender Opfer durcheinanderbringen.

Das Jetzt ist der einzige Zustand, den es wirklich gibt. Vergangenes war und Zukünftiges wird sein. Jetzt ist. Jetzt ist real. Jetzt kannst du ändern.

Einsam zusammen

LIV BURKHARDT

Schweiß und Ekstase
umgeben von Licht und lauter Musik
ich seh' nichts mehr ich fühl' viel mehr
Bewegungen unüberlegt und durcheinander
Tränen und Zungenküsse
Hände Beine Arme, wir berühren uns
Sonnenbrillen in dunklen Räumen
sie ziehen sie trinken sie rauchen sie schlucken
wir drehen uns alle im Kreis
sind eine Einheit, alle so fern
Körper an Körper
verlieren uns in der Vollkommenheit
in all unseren Wahrnehmungen
In unseren Gefühlen
und am Ende sind wir doch wieder alle allein
hier ist's so fucking schwül
Schweißperlen auf meiner frisch rasierten Haut
meine beste Freundin ist schon bald 'ne Braut
ah fuck, ich kann dir nicht mal sagen, was ich fühl'
ich kann dir nur sagen
bitte,
lass mich nie wieder los
und dann ganz tief fallen
und die Gefühle sind schon wieder so groß

lass mich, mich in dich krallen
langsam und schmerzvoll
So wie eine Feder im Wind
ich weiß nicht was das soll
außer dass ich mich jetzt schon wieder nicht find'
Es ist immer das gleiche
Doch ist jedes Mal anders
Und auch wenn ich abweiche
Sagen uns immer ich kann das
keiner weiß was wir wirklich wollen
keiner weiß wie das hier gehen soll
Wir verwehen im Wind so wie Pollen
Glas immer halb leer, was ist voll?
wollen Aufmerksamkeit
gib mir Bestätigung
wo bleibt die Leichtigkeit
brauchen eher 'ne Auffrischung
von dem, was wirklich wichtig ist
weil wir entfliehen all dem hier
mit drugs, weed and alcohol
haben's jetzt viertel nach vier
weil wir leben, nicht nach 'nem Protokoll
meine Gefühle? entweicht
ja ich frag mich
wann weiß ich's
was ich wirklich brauch'
was ich will
und wie ich endlich wieder fühlen soll

ich sehe dich
vermisse das wir
das Schritt für Schritt im Abendrot erblich
Komm schon und gib es mir
Der Wind weht sanft, wie es dein Atem tat
glitt über meine nackte Haut
meine Haare stellen sich auf
doch längst ist alles fort, was uns verband
Das Glas, es klirrt
in tausend Teilen fällt es auf den kalten Stein
genauso brach mein Herz entzwei,
in Bruchstücken allein
ja unsere Herzen, sind jetzt viele
es bricht nicht laut, es bricht ganz still und sacht,
so wie die Sterne fallen in der tiefen Nacht
sag' denkst du manchmal noch, wenn der Wind so sanft verweht,
an die Zeit, in der für uns die Welt sich langsam dreht?
Die Tage ziehen im leisen Tritt,
die Hoffnung wandert mit mir mit,
dass Zeit in stiller Weite schweigt,
und der letzte Augenblick ein unsrer bleibt

Litanei einer Sterbenden

MARIE-VALERIE DANIELL

Es neigt sich dem Ende zu. Ich kann es nicht mehr leugnen, so gerne ich es auch würde. Meine Hände sind faltig geworden, Gelenke geschwollen, Rücken krumm. Und auch das Licht in meinen Augen ist schwach, ein Flackern wo einst ein Feuer war. Doch fürchte ich mich nicht. Ich laufe nicht weg, versuche nicht, vergebens zu fliehen. Es ist unverhinderbar, unaufhaltbar, allgegenwärtig. Ich habe mich damit abgefunden. Es hätte schlimmer hergehen können. Dinge geschahen, wie sie geschahen, Worte fielen, wie sie fielen. Ändern kann ich es jetzt auch nicht mehr. Und schon gar nicht betrauern. Ich kann nur mehr zurückblicken. Mit einem sanften, schwachen Lächeln mich der Nostalgie hingeben. Es war ja eine schöne Zeit hier. Viel gelacht habe ich. Und getanzt. Es fehlte mir nicht an Speis und Trank, ich hatte immer ein Dach überm Kopf. Wie gesagt, hätte schlimmer hergehen können. Aber ich habe mit dem Wort "hätte" abgeschlossen. "Ach, hätte ich nur..." bringt mir auch nichts mehr. Ich habe viele Dinge nicht gesagt, die ich vielleicht damals für richtig empfand. Ich habe vieles nicht getan, obwohl es meines Erachtens eine bessere Idee war. Ich tat mein Bestes. Das genügt. Und ich weiß noch immer viele Dinge nicht. Zeit meines Lebens habe ich nie die Frage geklärt, was eigentlich der Sinn hinter dem Ganzen ist. Oder welche Überzeugung eigentlich die richtige ist. Beziehungsweise ob es überhaupt etwas wie eine richtige Überzeugung gibt. Ich hoffe nur, dass das Leben, in das ich bald komme, barmherzig ist. Dass die Mäuse, die in erbarmungslosen Fallen zugrunde gehen, einen Magen voll warmem Essen haben, und weiches, flauschiges Fell. Dass die Rehe, die in der Nacht von unachtsamen Fahrern erfasst werden, eine ungezügelter Freiheit genießen. Dass die Kinder, die den Machtspielen erwachsener Männer zum Opfer fallen, alle miteinander spielen können. Dass diese Welt netter ist als unsere. Aber ich weiß es nicht. Ich werde es bald erfahren, denke ich. Hoffe ich schon fast. Lange möchte ich nicht hierbleiben. Es gibt mir zu viel Leid,

zu viel Streit, zu viel Gebrüll. Bald wird alles leise sein... Ich sehe ihn schon. Thanatos. Er ist ... nicht so wie ich ihn mir vorstellte. Er ist nicht so groß, keine Gruselfigur in Schwarz. Und auch ohne Sense. Schade, irgendwie. Ich dachte, er sei ... anders. Aber er ist ruhig. Leise. Nicht wirklich imposant, wenn er vor einem steht. Er setzt sich an mein Bett. Nimmt meine Hand in seine. Ich schlafe ein.

Auf der Mariahilfer Straße

FELIX DENK

Charaktere:

Markus

Der Chef

Die Frau ohne Schneidezähne

Wasti

Gustl

Kommissar Birkner

Spurensicherer

Knebelvertragssklavin 1

Knebelvertragssklavin 2

Knebelvertragssklavin 3

Szene 1

Nacht, 1:02. Zwischen den Säulen des Lamarr-Rohbaus blitzt ein Scheinwerfer. Menschenleere. Die meisten Lichter in den Wohnungen sind bereits erloschen, die Bauarbeiten ausgesetzt. Zwei Männer mittleren Alters schleppen sich voran. Alkoholgestank. Der eine ist sechsunddreißig, trägt ausgewaschene Jeans, hat ein Cobratattoo auf dem linken Oberarm. Hört auf den Namen Markus. Die rechte Hand gepeinigt von der Last des Benzinkanisters. Hat Schweißperlen auf der Stirn von der Plagerei. Der zweite: zweiundvierzig. Schleppt nicht, besser wird geschleppt. Hört auf keinen Namen, Chef muss reichen. Der Chef befindet sich in dem Sack, der von Markus' linkem Oberarm hängt. Er wird von Markus unsanft zu Boden geworfen.

Markus zum Chef: Mein Pensum. Ich habe es nicht erfüllt.

Kurze Pause

Ich träume von Stille

Chef: ...

Markus: Ja ich rede mit Ihnen! So rede ich mit Ihnen!

Chef: ...

Markus lacht: Verträge brennen schlecht ...

Stellt den Benzinkanister ab.

Ich und Angst? Niemals.

Zitiert Marx: „Die Proletarier haben nichts zu verlieren als ihre Ketten.“

Szene 2

Nacht, 1:20. Die Frau ohne Schneidezähne, um die dreißig, schmutziger Logo-Pulli, liegt im Eingangsbereich des Juweliers Schmitt. Der Boden ist von Zeitungspapier gespickt, leere Flaschen und gerauchte Kippen türmen sich. Seit Stunden starrt sie auf die Spinnweben der fahl beleuchteten Auslage. Im Kopf ein Rauschen. Oder ist es die Kälte draußen? Der Rottweiler Wasti spendet Wärme. Er ist leicht unterernährt, weicht ihr aber nicht von der Seite. Ein Schatten in der Auslage, ein Mann. Die Frau ohne Schneidezähne lispelt leicht.

Der Mann tritt näher und zeigt sich erkenntlich, abgetragener Trenchcoat, Sturmhaube und Cowboy Hut in die ver mummt e Stirn gezogen.

Die Frau ohne Schneidezähne: Leck mi am Oarsch!

Wasti knurrt.

Gustl: I vermiss' di. Ehrlich.

Frau ohne Schneidezähne: I di owa ned.

Gustl: ...Sie ham scho wieda obglehnt.

Frau ohne Schneidezähne genervt: Die Notschlafstelle?

Gustl: Die Notschlafstelle.

Frau ohne Schneidezähne: Du haust di jetzt sicha ned wieda zu mir. Owa sicha ned.

Wasti fletscht die Zähne.

Gustl: I hob jetzt sogoar an Job g'hobt, i bin onständig gworden, i ...
Feuer bricht in einiger Distanz in dem Kaufhaus hinter ihnen aus,
Schreie ertönen, Gustl wird von der Frau unterbrochen, da er mit
dem Rücken zum Feuer steht.

Frau ohne Schneidezähne: Hinter dir, steh um!

Er dreht sich um und verfällt in Panik.

Gustl resigniert: Apokalypse! Es passiert.

Jammert.

B... bitte loss mi zu dir. Wenn mi die Cops dawischn, donn is es aus,
wirkli...

Frau ohne Schneidezähne ebenfalls ängstlich und wild in alle Rich-
tungen blickend: Jo, kumm ...

Gustl schlüpft zu ihr unter den Schlafsack. Beide verstecken sich,
Wasti stellt sich tot. Sirenen heulen, schweres Gefährt rückt an. Män-
nerrufe. Zischen und Knistern. Aus Ausharren wird ein unruhiger
Schlaf.

Früh morgens. Die Frau ohne Schneidezähne wälzt sich, schlägt die
Augen langsam auf. Gustl liegt nicht mehr neben ihr, das Papier ist
zerknüllt. Langsam richtet sie sich auf. Ein Schock, ein Schmerz. Gustl
hockt in der linken Ecke, der Mauer zugewandt. Es schmatzt, Zähne
malmen, wie von einem Tier.

Frau ohne Schneidezähne erschrocken: Gustl!?

Keine Antwort, nur weiteres Schmatzen.

stotternd: W... Wasti?

Sie robbt nach vorne. Gustl immer noch mit Sturmhaube über den
Hund gebeugt, seine Zähne tief im Fleisch des ausgeweideten Tiers
vergraben. Blut klebt an dem schwarzen Stoff, weiteres wird von dem
Zeitungsapier geschluckt.

Sie schreit.

Keine Reaktion von Gustl.

Sie schlägt gegen ihn, kratzt, reißt ihm schließlich die Sturmhaube

vom Kopf. Ein bleicher, kahler Schädel, dreht sich um 180 Grad, ohne
mit dem Rücken mitzugehen, zu ihr und grinst. Spitz zulaufende Eck-
zähne stehen hervor.

Die Frau ohne Schneidezähne schreit noch ein letztes Mal, aber nie-
mand kann sie hören.

Szene 3

Vormittags, 10:13, Lamarr- Kaufhaus. Inspektor Birkner steigt aus
seinem 20 Jahre alten Audi A2 und zündet sich eine Tschick an. Es
ist sein achtunddreißigstes Dienstjahr. Vier Treppenaufgänge liegen
vor ihm, mühsam motiviert ihn der Betrag des Gehalts vor seinem
inneren Auge, diese zu bewältigen. Am Tatort angekommen, umrin-
gen ihn bereits Spurensicherer, Polizisten und der Codein- abhängige
Profiler. An einer kargen Säule lehnt das Brandopfer, den Mund zu
einem Schrei verzerrt.

Birkner: Diese Stadt wird mir irgendwann den letzten Nerv kosten.
Die Geburtenrate sinkt, weil es ist ja jeder heutzutage so furchtbar
liberal und progressiv, aber Leichen gibt es wie Sand am Meer ...

Kurze Pause

Also, mit wem haben wir das Vergnügen?

Spurensicherer: Die Identität des Opfers konnte noch nicht zuge-
ordnet werden. Fest steht, dass ein Freitod ausgeschlossen werden
kann. Die Tat dürfte wohl gegen 1:25 in der Nacht auf den 19. Oktober
mittels Feuerzeugs und Kanister verübt worden sein. Es ist von einem
Einzeltäter auszugehen. Der DNA Test erfolgt in den nächsten 24
Stunden. Auffallend sind die zwei Bissspuren an dem Hals des Opfers.
Da diese nahezu einem Kreis entsprechen, können Mücken- oder
Nadelstiche ausgeschlossen werden.

Birkner lacht: Oho, Schauermärchen wie von einem Groschenroman.
Gefällt mir.

Zündet sich eine zweite Tschick an.

Überprüfen Sie jegliche Überwachungskameras in dem Radius von
drei Kilometern.

Spurensicherer: Jawohl

Birkner: Es wäre doch gelacht, wenn wir diese Übeltäter nicht finden ...

Szene 4

Mittag, 13:45. Drei Frauen auf dem Gang des Statistikbetriebes Wiedehopf. Alle kreidebleich, haben zu lange Eckzähne und blutunterlaufene Augen. Sind in weiße Hemden gehüllt.

Knebelvertragssklavin 1: Seid ihr bereit?

Nicken.

Knebelvertragssklavin 2: Ich glaub, dass der zu klein ist.

Deutet auf Holzpflock in der Hand ihres Gegenübers.

Knebelvertragssklavin 1: Na und? Treffen muss man ...

Knebelvertragssklavin 3: Umsonst ist alles, ich sag's euch nur. Wenn er aufwacht, ist alles umsonst.

Knebelvertragssklavin 1: Ich glaube, du verstehst nicht. Wenn wir's nicht versuchen, ist alles umsonst.

Knebelvertragssklavin 3: Es versuchen, es versuchen, die Tortendiagramme warten nicht auf mich ...

Knebelvertragssklavin 2: Genau das will er doch von uns. Uns dem Schicksal gefügig machen.

Knebelvertragssklavin 3: Ja und? Heute war's doch in den Nachrichten. Markus hat sich gewehrt, Gustl hat sich gewehrt und wo sind die jetzt? Das kann nicht gut gehen ...

Knebelvertragssklavin 1: Dann kümmere ich mich eben darum, dass es gut geht.

Reißt längliches Holzstück aus dem Türrahmen heraus, das doppelt so groß ist wie der Pflock und schreitet in Richtung Chefetage.

Knebelvertragssklavin 2 und 3: Halt!

Sie hört nicht.

Szene 5

Nacht, 1:20, Lamarr-Kaufhaus

Markus übergießt den Sack, in dem der Chef liegt, mit Benzin und beugt sich zu ihm hinunter

Markus murmelnd: So. Bald werden die Ketten gesprengt sein, schon sehr bald ...

Er kramt sein Feuerzeug hervor, hält es über den reglosen Leichnam. Plötzlich, eiskalt. Eine Hand fährt aus dem Sackinneren hervor, schlägt Markus die Flamme aus der Hand.

Der Chef röchelnd: Ich bevorzuge ... fleißige Menschen.

Der Chef schält sich aus dem Sack, packt Markus mit seiner knochigen Hand an der Gurgel.

Markus eingeschüchtert: Nein, nein, bitte nicht ...

Japst.

Ich wollte Ihnen nie Probleme bereiten!

Der Chef: Probleme sind nur dornige Chancen.

Markus zittrig: Bitte... ich werde auch meinen Mund halten... versprochen.

Der Chef drückt Markus' Gurgel immer fester, zieht ihn an sich heran, bohrt beide Eckzähne in das bleiche Fleisch.

Der Chef: Nun, dies ist ein schweres Vergehen. Ich muss Sie leider ... mhhh... feuern.

Markus starrt seinem Vorgesetzten in die Augen. Sie lodern. Er spürt, wie sein Leib immer wärmer wird. Wie seine Haut sich langsam vom Fleisch abschält und Flammen aus seinem tiefen Inneren schießen. Er brüllt, er windet sich vor Schmerzen.

Der Chef: Wer nicht hören will, muss fühlen.

Er schreitet in die Nacht davon. Lediglich das Feuerzeug und der Benzinkanister bleiben zurück.

Szene 6

Nachmittag, 16:55, Statistikbetrieb Wiedehopf

Knebelvertragssklavin 1 blutüberströmt mit blutigem Türrahmenpflock in der Hand: Er ist tot.

Knebelvertragssklavin 2: Tot?

Knebelvertragssklavin 1: Ja, tot.

Knebelvertragssklavin 3: Aber

Knebelvertragssklavin 1: Das ist sein Blut.

Knebelvertragssklavin 3: Dann-

Knebelvertragssklavin 1: Ja, bin mir ziemlich sicher.

Knebelvertragssklavin 2: Schau, die Haut ist wieder rosig.

Knebelvertragssklavin 3: Meine Zähne...

Knebelvertragssklavin 1: Und die Sonne...

Knebelvertragssklavin 3: ...hab' ich vermisst

Knebelvertragssklavin 2: Dann los...

Alle drei Frauen nehmen sich an den Händen und gehen gemeinsam Richtung Ausgang. Sie werden nie wieder gesehen.

Eine bittere Hoffnung

ISABEL GARCIA

Wie jeden Morgen, wenn das Licht durch den Vorhang fällt, springe ich auf und stupse ihn mit meiner Nase an. Ich höre sein leises Lachen und spüre, wie seine Hand meinen Rücken streichelt. Er murmelt Wörter, die ich nicht verstehe, die mir jedoch sehr vertraut vorkommen. Wenn er mich dann zärtlich in den Arm nimmt, bin ich voller Glückseligkeit. Er scheint müder zu sein als sonst, doch mindert das nicht meine Vorfreude, als er endlich zur Küche geht und mein Futter zubereitet. Im Hintergrund läuft Musik, zu der er normalerweise immer laut mitsingt, heute ist das nicht so. Blitzschnell leere ich meine Futterschüssel und gehe meinen täglichen Ritualen nach, in dem ich an die Türe kratze, um ihm zu signalisieren, dass es Zeit für unseren täglichen Spaziergang ist. Er schenkt mir ein trauriges Lächeln und holt sofort die Leine. Die Sonne erfüllt das Land und lässt die Morgenkälte mit ihren Strahlen vergehen. Ein Eichhörnchen erstarrt vor Angst, als es mich sieht, und Schmetterlinge kitzeln mich auf der Nase, während ich durch die Blumenwiese renne. Dieser Ausflug könnte ewig dauern, doch anders als an anderen Tagen, blieb er nur von kurzer Dauer. Danach verlässt er mich, wie fast an jedem Tag.

Jetzt bin ich allein. Sitzend vor der Eingangstür warte ich darauf, dass sie endlich wieder aufgeht und er mich mit offenen Armen begrüßt. Nach Stunden höre ich es, das Klirren seiner Schlüssel, das Quietschen der Tür. Unfähig still zu sitzen und glücklich, gleich seine Nähe zu spüren, trifft mich statt seiner Wärme nur Leere. Rasch zieht er an mir vorbei, ohne mir in die Augen zu schauen, oder mich am Kopf zu streicheln und läuft in sein Zimmer. Hastig und mit gespitzten Ohren versuche ich, ihm blitzschnell zu folgen, doch ich spüre nur noch den harten Knall der Tür vor meiner Nase und zucke unsicher mit gesenkten Ohren zurück. Habe ich etwas getan? Ist er böse auf mich? Nimmt er mich noch in den Arm? Ich versuche zu verstehen. Vielleicht öffnet

er gleich wieder die Tür. Ich muss nur hier sitzen und ihm zeigen, dass ich brav bin, dann lässt er mich sicher in seine Nähe.

Es bleibt still. Ich starre auf die Tür, aber nichts verändert sich. Langsam stehe ich auf und schnuppere. Er ist noch da, sein vertrauter Geruch. Hoffnungsvoll setze ich mich und starre weiter.

Die Dunkelheit beginnt alles um mich herum zu umhüllen, doch ich bleibe weiterhin sitzen. Die Ohren gespitzt und mit höchster Aufmerksamkeit, bemühe ich mich, jedem möglichen Geräusch zu lauschen. Ich erinnere mich an seine Stimme, früher hätte er mich schon längst hochgehoben. „Komm her, du Kleiner“, hätte er gesagt und mich ins Bett gekuschelt. Er hätte mich gehalten, bis wir eingeschlafen wären und alles wäre gut. Nur seine Stimme wollte ich hören. Jeder kleine Laut lässt meine Ohren zucken, aber ich höre nur das leise Rieseln des immer stärker werdenden Regens.

Ich winsle leise, als der zweite Donner einschlägt. Er wird mich hören, ganz bestimmt. Wahrscheinlich weiß er nicht, dass ich hier bin. Vielleicht hat er es nur vergessen. Ich kratze an der Tür, stupse sie an. Keine Antwort. Ein dritter Knall bohrt sich in meine Ohren und lässt mich ängstlich aufheulen. Eng lege ich mich an den Spalt der Tür und versuche meine Augen zu schließen. Ich stelle mir vor, wie er mir sanft über den Kopf streichelt, während er versucht mich vor dem Gewitter zu trösten. So wie immer, so wie früher.

Der nächste Morgen bringt keine Sonnenstrahlen, keine Wärme, keine Lieder, kein Futter. Suchend nach Essen, wandere ich hilflos durch die Küche, kratze an der Tür, gehe wieder zur Küche, nur um diesen Vorgang mehrmals zu wiederholen. Nach dem sechsten Durchgang gebe ich auf und lege mich wieder vor die Tür. Sein vertrauter Geruch strömt durch den Spalt, aber etwas darin ist anders, als wäre er überschattet von einem grausamen und unerträglichen Gestank. Schnell versuche ich ihn zu ignorieren. Ich muss nur warten...nur warten.

Es scheint kein Licht mehr. Das Zimmer ist staubbedeckt Die Stille ist nun mein täglicher Begleiter und der Gestank mein einziger Hinweis

darauf, dass er noch da ist – irgendwo hinter der Tür, unerreichbar, doch allgegenwärtig. Hungrig und erschöpft bleibe ich liegen. Was soll ich denn ohne ihn tun? Liebt er mich noch?

Ich hebe hoffnungsvoll meine Schnauze, im Glauben ein kleines Geräusch gehört zu haben, doch die Tür bleibt zu. Der Hunger wird schlimmer. Erschöpft lege ich meinen Kopf auf meine Pfoten und versuche mich an unsere gemeinsamen Augenblicke zu erinnern. Die Liebe und Wärme, die er mir jeden Tag schenkte. Versunken in Erinnerungen, fallen meine Augen langsam zu.

Plötzlich höre ich das vertraute Klirren eines Schlüssels an der Eingangstür. Mühsam hebe ich mich auf und wandere mit gesenkten Ohren und wedelnden Schwanz zur Tür. Ich kenne diese Frau. Glücklicherweise will ich sie begrüßen, doch sie geht direkt an mir vorbei und ruft seinen Namen. Ich wandere zurück zu meinem Platz und schaue sie erwartungsvoll an. Bestimmt werde ich ihn gleich wieder sehen. Voller Vorfreude stehe ich aufgeregt vor der Tür, als sie sie langsam öffnet. Der Gestank wird unerträglich, als er durch die ganzen Räume strömt. Ich renne hinein und spüre fast schon seine Arme um mich, doch sie bleiben mir immer noch vorenthalten. Sie schreit laut auf, aber warum? Unsicher komme ich näher, um wenigstens sein Gesicht zu sehen, doch rutscht meine Pfote auf etwas Feuchtem ab. Ein klebriges Gefühl bleibt daran haften, als ich meine Schnauze senke und daran rieche. Verwirrt schaue ich auf und da liegt er, schlafend auf dem Bett. Mühsam springe ich hinauf und stupse ihn vorsichtig mit meiner Nase an, sowie jeden Morgen. Doch statt seiner sanften und warmen Haut, trifft mich nur Kälte. Er regt sich nicht, seine Augen bleiben geschlossen. Vielleicht ist er einfach zu müde. Mit gesenktem Blick schmiege ich mich langsam an ihn und schließe meine Augen.

Sanfte Arme führen mich fort. Ein letztes Mal blicke ich zur Tür und fühle einen Drang dort bleiben zu wollen, doch sie tragen mich weiter. Seine Wärme ist nun endgültig fort und ich beginne langsam zu verstehen, dass ich sie wohl nie wieder spüren werde. Zu müde bin ich, um

wirklich mitzubekommen, wo und bei wem ich bin. Nur diese fremde Hand, die mir über den Kopf streichelt, schenkt mir etwas Zärtlichkeit. Vielleicht mag diese Person ebenfalls Umarmungen, vielleicht liebt sie es auch die Lieder im Radio mitzusingen und vielleicht kann ich mit ihr auch so viele Ausflüge erleben, wie mit ihm. Geborgen kuschele ich mich tiefer in die Arme des Fremden und fühle eine bittere Hoffnung.

Wunden

TIM-XAVER HERZOG

Die Wissenschaft geht davon aus, dass traumatische Erlebnisse Auswirkungen auf die eigenen Nachkommen haben. Traumata können sich in der DNA festsetzen und an die Folgegenerationen weitervererbt werden. Das bedeutet nicht zwingend, dass die Symptomatik einer Traumatisierung genauso bei den Kindern wie bei einem selbst auftritt. Entscheidend wird es aber, wenn das Kind selbst mit einem traumatischen Erlebnis konfrontiert wird. Studien haben ergeben, dass Kinder von Menschen mit einer Posttraumatischen Belastungsstörung eher dazu neigen, nach akuten Belastungen selbst eine psychische Erkrankung zu entwickeln.

Meine Eltern hatten beide ihren Rucksack zu tragen. Sie waren die erste Generation, die den Krieg nicht erlebt hatte, gepredigt wurde allerdings das, was sich als bewährt erwiesen hatte. Ablenkung sei im Krisenfall das höchste Gut, denn was ich nicht sehe, das gibt's auch nicht. Das gilt auch für das Innenleben. Und wenn ich es nicht sehen will, dann muss ich mich anderweitig beschäftigen. Und die Beschäftigung fand der Großteil in der Arbeit.

Der Wirtschaftsaufschwung kam ja nicht von irgendwo, er war das Resultat des gekonnten Ignorierens eigener Wunden. Meine Eltern lebten das anfangs auch so. Aber als mein Bruder kam, entschloss Mama, den Kurs zu wechseln und uns die Kindheit zu geben, die sie sich selbst so sehr gewünscht hatte. Mama war ein Kind von Nachkriegskindern; Kinder, die in Baracken aufwuchsen und das Brot in die Milch tunkten. Die Großeltern hatten ebenso ihren Rucksack zu tragen, und wussten ihn sogleich weiterzugeben, wenn auch nicht mit Absicht. Jeder Mensch versucht stets, im Guten zu handeln; und wenn nicht, ist er nicht bei Sinnen. Meine Familie war stets bei Sinnen, solange sie arbeiteten. Die Eltern wollten nur das Beste für uns, und so entschied sich eine der beiden dazu, daheim bei den Kindern zu bleiben.

Mama schoss sich damit selbst ins Knie. Und weil sie noch eine Kugel übrig hatte, schoss sie mich versehentlich auch noch an. Heute sieht man die Wunde nur noch kaum. Aber zwischenzeitlich eiterte sie, schwoll an und entzündete sich schwer. Rot und Gelb und Violett klaffte das Loch im Bauch, das fortan mit einem weißen Seidentuch verdeckt wurde; zwei Sicherheitsnadeln oben und eine unten ließen die Wunde unter eine unbefleckte Decke kriechen, wo niemand sie sehen konnte, und sie richtig schön eitern durfte.

Die Wunde wollte von anderen nicht gesehen werden. Am Schlachtfeld prangten schon genügend Schlaglöcher, ich war ja nicht der Einzige, der angeschossen wurde. Bei mir daheim wurde sich oft ins Knie geschossen. Menschen neigen dazu, unliebsame Gegebenheiten zu verdrängen, und mein Loch war so eine Gegebenheit. Es passte nicht dazu, überspannte den Rahmen; persönliche Kapazitäten waren bereits ausgelastet durch den ersten Schuss. Den zweiten zu beachten hätte auf langer Sicht womöglich noch mehr Opfer gefordert. Das Seidentuch war in Wahrheit eine unsauber aufgelegte Löschdecke; um das, was darunter kokelte, konnte man sich später kümmern.

Aber es kokelte jetzt, und die Wunde klaffte. Und so rein das Seidentuch auch war, entzündete sie sich. Menschen neigen dazu zu verdrängen, aber auf Actio folgt immer Reactio. Das Schussloch juckte. So trennte mich das Seidentuch vom Anblick des Loches, nicht aber von seinen Auswirkungen. Also reagierte ich und versuchte mit dem Jucken zurechtzukommen.

Sicherheitsnadeln heißen so, weil sie etwas beieinander halten sollen. Zwei Metallteile, die einem großen Ganzen Stabilität verleihen. Und würde man die Grenzen mit lauter Sicherheitsnadeln abstecken und die Landstriche verbinden, Grashalm an Grashalm, Stacheldrahtzaun an Selbstschussanlage, dann hätten wir womöglich weniger Kriege. Vorausgesetzt, es sind ordentliche Sicherheitsnadeln, denn meine wurden schnell kaputt.

Das Seidentuch löste sich, und von oben konnte ich die Blessuren erblicken.

Schmerzen dir die Hände, steig auf deine Zehe und der Schmerz wird vergehen. Also brach ich mir aus kindlicher Dummheit die Füße. Und der Mann, der sie verarzten sollte, feuerte einen weiteren Schuss ab. Er traf die Wunde, peng, und die zweite Kugel bohrte sich noch tiefer ins Fleisch. Der Eiter spritzte ihm in die Augen, und er konnte nicht nachvollziehen, woher er kam. Er wollte nämlich die Wunde ebenfalls nicht sehen.

Löcher wollen gefüllt werden, also begann ich mit meinem Daumen in der Wunde herumzustochern. Fuhr sie ab und kratzte die kleinen Krusten auf. Es war toll, das Loch zu sehen, ich hatte fast vergessen, dass es existierte. Ich war froh, das weiße Tuch verloren zu haben. Es faszinierte mich, war so tief, es schien durch mich hindurchzugehen. Ein endloser langer Tunnel, in den man stundenlang reinstarren und -stochern konnte. Das sah nicht nur ich so, und die hundertneunzehn Honorarnoten bestätigen das. Auch Fremde waren an der Wunde interessiert. So etwas sähe man nicht alle Tage, sagte man mir, vor allem nicht in dem Alter. Einmal bat mich eine Ärztin, vor einer Studentengruppe zu sprechen, um zu zeigen, wie ein Erstgespräch abläuft. Dutzende glotzende Augenpaare in einem dunklen Hörsaal, und ich dachte *wow, genauso fühlte ich mich damals*, ließ mich von Fremden beglotzen und stocherte in meiner Wunde herum.

Im Hörsaal fühlte ich mich genauso wie damals beim dritten Schuss, nur, dass ich Kleidung trug und älter war und keiner an meine Wäsche wollte. Also war es nicht dasselbe, und ich bin froh darüber.

Der Hörsaal fühlte sich ähnlich an, hätte sich vom Mann und dem dritten Schuss aber nicht deutlicher unterscheiden können. Gefühle feuern Trugschüsse ab, weil, lieber ein falscher Alarm als garkeiner und der Feind überrumpelt dich. Oftmals erkennst du den Feind gar nicht, er nennt sich ja nicht so. Er heißt Gabriel oder Flo, und lächelt süß auf seinem Profilbild. Welcher Feind würde schon lächeln. Manchmal gibt

sich der Feind auch nette Spitznamen, manchmal macht er sich jünger, oftmals kokettiert er und meistens jagt er. *Feinde haben eines gemeinsam: sie sehen dich als Beute, egal, was sie behaupten oder was sie sich einreden.* Das war mein Mantra, und es brauchte viele Honorarnoten, bis ich davon runterkam.

Es hatte lange gedauert, bis ich wieder mit meinem Papa Autofahren konnte. Ich habe drei Jahre lang verweigert, zu einem männlichen Arzt zu gehen. Ich dachte immer, Fehlalarm sei besser als kein Alarm, aber zu viele Fehlalarme machen dir das Leben schwer. Du wirst dein eigener Feind. Der einzige Vorteil daran ist, dass andere Feinde weniger als Bedrohung gesehen werden. Man muss das Messer nämlich nicht werfen, wenn man es selbst in der Hand hält.

Also steckte ich fortan zwei Finger in das Loch, denn sich selbst weh zu tun bedeutet, dass es kein anderer tut.

Der Haftgleiteffekt

HANNAH HEUMAYER

Ein unangenehmes Geräusch entsteht, wenn Schulkreide oder andere über die Tafel gezogene Gegenstände an mikroskopischen Unebenheiten hängenbleiben und dadurch in Schwingungen geraten. (Vgl. Wikipedia)

Das ‚E‘ hebt sich hell und leuchtend von der Tafel ab

„Es steht für Energie.“, sagt Zack

Er ist alt, rund, trägt Brille und hat kaum Fantasie

Seine Fächer sind seit hundert Jahren Mathe und Chemie

Mit festem Griff umklammert er die weiße Kreide

Anna erzählt mir leise, dass sie leide

Es geht um ihre Schwester, Zack hält die Kreide immer fester

Mia ist grad im Spital

Für sie ist Essen eine Qual

Nach jedem Bissen geht es ihr beschissen

Vielleicht hilft die nächste Therapie

Man weiß ja nie ...

Ich höre zu, schweife ab und nicke

Wir ernten beide böse Blicke

Zack richtet seine Brille, das Quietschen der Kreide durchbricht die angespannte Stille

‚M‘ steht für Masse, es herrscht Desinteresse in der Klasse

Lan wirft kleine Brösel an die Wand,

Ahmed kommt aus einem anderen Land

Er hat eine Narbe im Gesicht, doch darüber spricht er nicht

In seinem Bankfach findet man immer exotische Kerne

Es riecht nach Kurkuma, Salz und Ferne

In seiner eindringlichen Frage sieht Zack eine Plage
Er beschließt, sie zu ignorieren,
löscht seine Fehler von der Tafel
Es entstehen Schlieren
Mit neuer Kreide schreibt er nun das ‚C‘, auch das tut weh
Lena ist ganz blass, das kommt vom schlechten Gras
Ihr Großvater hat sehr viel Geld, die Mutter lebt in einer anderen Welt
Sie glaubt, es werde etwas Großes kommen
für sie und all die Frommen,
die auf harten Bänken knien
Lena hat ihr nie verziehen
Maria träumt in der letzten Reihe, sie möchte mit dem Zeichenblock
ins Freie
Ihre Augen sind halb geschlossen
Mit der Schule hat sie innerlich schon abgeschlossen
Sie liebt abstrakte Formen, Zack schwafelt nur von Normen
In ihr Heft zeichnet sie immer wieder neue Skizzen und Ideen
Niemand scheint sie zu verstehen
Darf ich sie sehen?
Ich muss mich verrenken, Zack ermahnt mich mitzudenken
Meine Blicke schweifen durch die Klasse
Gesenkte Köpfe bilden eine Masse
Über der Tafel steht „Wissen ist Macht!“
Ein Teil in mir lacht
„Was hat die Formel zu bedeuten?“
Wir warten sehnsüchtig auf das Läuten
Mit Lichtgeschwindigkeit macht sich Langeweile breit

Irgendwas mit Zeit und Raum
Ist etwas absolut?
Oder alles ein unscharfer Traum?
Kann ich selbst den Augenblick bestimmen, in dem Raum und Zeit ver-
schwimmen?
Emma schaut heimlich auf ihr Telefon, hundert Likes hat ihr neues
Foto schon
Sie posiert auf einem dicken Ast,
ihr Bruder sitzt zurzeit im Knast
Nur eine kleine Schlägerei, bald ist er wieder frei
Etwas hat ihn provoziert
An der Tafel wird jetzt potenziert
Ich spüre, dass der Klassenraum vibriert
„Warum denn zum Quadrat?“ will Ahmed wissen,
Zack reagiert verbissen
„Weil das Gesetz es so will,“ sagt er schlicht
„Hinterfrage es nicht!“
Etwas brennt mir auf der Zunge,
ich habe kaum noch Luft in meiner Lunge
Ich möchte endlich etwas sagen
Zack wartet auf Antworten, doch es schwingen nur die Fragen

(De)Crescendo

JANA HILBER

es wiederholt sich
immer wieder ohne Unterbrechung
der Raum, in dem es darum ging, die Noten zu vergessen und
sich selbst eine Melodie zu schreiben
der Raum, in dem es in Ordnung war, nach einem Fehler
weiterzuspielen
einfach weiterzuspielen ohne Rückmeldung vom stillen Raum,
ohne Rückmeldung von innen, geschweige denn von außen
doch jetzt schwingt nichts mehr im Pianissimo
dieser Raum in meinem Kopf dreht sich so schnell, dass ich die
Akkorde fast nicht mehr greifen kann
meine Hände überkreuzen sich, ich verliere die Kontrolle über
meine Gefühle
ich spiele nicht mehr aus meinem Herzen, sondern nur mehr
vom Blatt
es ist diese Art von Musik, die ich nie in meinem Raum hören wollte
der Raum sollte mein Rückzugsort und nicht für jeden
zugänglich sein
ich will mich tragen lassen von der Melodie, die aus meinen
Händen fließt, will dahintreiben auf den Schwingungen der
Saiten, die mein Flügel mir zurückgibt
ich will schweben wie auf Wolken, gebaut aus der
Aneinanderreihung von gedachten Schlüsseln, Noten, Takten
und Vorzeichen, eingerahmt in die Betonung von Forte bis
Pianissimo und von Crescendo bis Decrescendo

es ist wie mit dem Versinken in einem Roman, der dich
mitnimmt, nicht mehr loslässt, festhält, du bist gefangen in den
Kapiteln und hörst erst auf zu lesen, wenn dir die Augen zufallen
oder das Buch seinen Ausklang findet

ich will in meinem Raum ohne Angst und Ende spielen
ohne Angst gestört zu werden, erappt in der Einsamkeit meiner
Gefühle

die Realität jedoch hat seltsame Klänge parat
nur mehr zu spielen, um anderen zu gefallen, um es genauso zu
spielen wie es erwartet wird

es fühlt sich so an, als würden Personen in meinem Raum
erscheinen, Schattenfiguren ähnelnd

sie verhalten sich so, als würden sie meinen Frei-Raum
wegnehmen und mich für jede einzelne Note, die ich spiele,
verurteilen

es wird eng, kein Platz mehr

der einsame Raum ist kaum mehr wiederzuerkennen

Noten reihen sich ohne Zusammenhang aneinander

Nicht gereimt wie ein Gedicht, nicht in Prosa, nicht lyrisch
formuliert und nicht einmal in verständlichen Exzerpten,
sondern in Hypotaxen verfasst

ich merke, wie sich der Raum langsam auflöst und das Fortissimo
nicht mehr aufhört

ich wechsele von einer Tonart auf die andere, von Dur zu Moll,
ohne Gefühl, ohne Vertrauen

der Raum verliert sich im Ungewissen

der Roman scheint zu Ende zu gehen

keine Noten mehr, die sich wie Satzbausteine aneinanderreihen,
keine Akkorde, die melodisch klingen

Stille tritt ein, aber nicht die angenehme Stille meines
einsamen Raums und mir, sondern eine Stille, mit Gedanken im
Hinterkopf, einem Knoten, der den Anschein hat, sich nicht mehr
zu lösen

plötzlich bin ich in der Realität angelangt, ohne meinen
imaginären Freund – ich bin allein.

Der Schuss

BENJAMIN HÖLLER

Wolkenlos ist der Sternenhimmel in dieser Neumondnacht. Der Blick
auf die Milchstraße ist ungetrübt. Ein junges Pärchen geht Händchen
haltend die Hauptstraße entlang, nicht ahnend, was das Schicksal an
diesem Abend noch für sie bereithält.

Ich gehe glücklich schweigend neben Franz die Straße entlang. Der
Abend mit ihm war wirklich schön. Seine rechte Hand tastet sich gerade
vorsichtig an meine linke heran. Zögerlich verschränken sich seine
Finger mit meinen. Seine Hand ist schwitzig. Ich glaube, er ist immer
noch sehr nervös, wenn wir Händchen halten. Unwillkürlich beginne
ich zu lächeln. Er ist so süß, wenn er nervös ist. Trotzdem fühle ich
mich in seiner Gegenwart sicher und geborgen. Straßenlaternen tauchen
die Hauptstraße in helles Licht, die Seitengassen jedoch, erleuchten
sie nicht. Sie sind wie Abgründe der Finsternis, gleichen schwarzen
Löchern, die jegliches Licht verschlingen. Dort spart man sich die Beleuchtung,
hat Franz mir erklärt. Zu wenige Menschen kämen nach Einbruch der Nacht
dort vorbei. Kosten-Nutzen-Rechnung und so. Ich weigere mich, in diese
Abgründe zu schauen. Sollen sie ihre Geheimnisse für sich behalten.
Mein Blick wandert wieder einmal nach oben. Die Milchstraße zieht mich,
genau wie alle Male davor, in ihren Bann. Der große Wagen, das einzige
Sternbild, das ich kenne, ist im Vergleich dazu völlig unbedeutend. Ich
verliere mich in Gedanken über die Unendlichkeit des Alls.

Plötzlich spüre ich, wie Franz' Hand meine quetscht. Das holt mich in
die Gegenwart zurück. Vor uns steht ein maskierter Mann. Er ist kräftig
gebaut, maskiert und bedroht uns mit einer Pistole. Mein Herz beginnt
zu rasen. Der Fremde fuchelt wild mit ihr herum und schreit im-

mer wieder, er wolle unser Geld. Und ich habe nicht einmal bemerkt, wann er aus den Schatten getreten ist. Dabei müsste man ihn eigentlich gehört haben, so laut, wie er jetzt ist. „Verschwinde, unser Geld bekommst du nicht! Was bildest du dir eigentlich ein?“, Franz scheint nicht zu glauben, dass uns der Angreifer etwas tun würde. Dennoch stellt er sich schützend vor mich. Der Angreifer kommt näher. Er zielt nicht mehr auf uns beide, wie bisher, sondern nur noch auf Franz. Scheinbar hat ihn der unerwartete Widerspruch erzürnt. Mein Herz hüpfte mir vor Sorge um Franz förmlich aus der Brust.

Eigentlich hatte ich diesen Abend anders geplant. Konnte doch keiner ahnen, dass die Alte genau morgen ihr Geld zurückwill. 1000 Euro bar auf die Hand. Und wo soll ich die hernehmen, wenn nicht stehlen? Alles nur wegen meinen Spielschulden. 500 Euro sind doch wirklich nicht der Rede wert. Und 100 Prozent Zinsen sind über alle Maße übertrieben. Also wirklich. Aber was soll's, das Geld muss her, sonst stecke ich in ernsthaften Schwierigkeiten. Mit ihren Schlägertypen, die das Geld sonst aus mir herausprügeln, ist nicht gut Kirschen essen. Gegen zahlenmäßige Überlegenheit sind auch meine Muskeln machtlos.

In einer der finsternen Seitengassen entlang der Hauptstraße habe ich mehrere Stunden gewartet. Das Atmen unter der Strumpfmassage fällt mir mittlerweile schwer. Die passenden Opfer waren noch nicht dabei. Aber die zwei Turteltaubchen dort vorne schauen vielversprechend aus. Beide elegant in Abendgarderobe gekleidet. Sie mit offensichtlich teurem Schmuck behängt. Er eine Rolex am Handgelenk. Alles schön und gut, aber ich bekomme weder noch bis morgen verhökert. Aber wer so rumläuft, muss auch eine gut gefüllte Geldbörse dabei haben.

Jetzt stehe ich vor ihnen und halte ihnen meine Knarre ins Gesicht. „Hände hoch, Geld her!“, brülle ich. Überfälle bin ich nicht gewohnt. „Na los! Wird's bald?“, ich bin nervöser als gut für mich ist. „Rückt das

Geld raus, dann bin ich gleich wieder weg!“ „Verschwinde, unser Geld bekommst du nicht! Was bildest du dir eigentlich ein?“, bekomme ich als Antwort, während sich der Kerl vor seine Freundin schiebt, um sie zu beschützen. Er spielt sich unnötig auf, finde ich. Seiner Gesundheit wäre es weitaus zuträglicher, mir einfach seine Brieftasche zu überlassen.

Bis jetzt hatte ich die Pistole auf beide gerichtet. Aber dieser Suppenkasper macht mich wirklich grantig. Mein Gesicht verzieht sich vor Zorn. Der Lauf meiner Pistole zielt nun exakt auf sein Herz. Das Püppi schaut aus, als ob sie gleich ihn Ohnmacht fliegt. Um die mache ich mir keine Gedanken.

Langsam, aber sicher verliere ich die Nerven. Mein linker Zeigefinger zuckt gefährlich am Hahn der Waffe. Ich will doch nur die Brieftasche. Gewalt ist der allerletzte Ausweg. Der immer verlockender wird. Der Snob ist mittlerweile aschfahl im Gesicht, weigert sich aber beharrlich, mir sein Geld zu überlassen. „Ich ruf die Polizei. Sobald Sie wieder weg sind, rufe ich die Polizei. Die wird Sie ganz schnell verhaften. Weit kommen Sie nicht. Dafür sind Sie zu auffällig gebaut.“ Sieh an, sieh an. Vor lauter Angst fängt der doch tatsächlich an, mich zu siezen. Als ob die höfliche Tour ihm irgendwas bringen würde. Sein Problem ist, ich glaube ihm. Und ich habe nicht vor, mich verhaften zu lassen.

Ich drücke ab. Die Kugel zerfetzt seine Brust, bohrt sich in sein Herz. Röchelnd sackt er zu Boden. Ich überwinde die letzten Meter zwischen uns. Hastig durchwühle ich seine Taschen. Von ihm kommt keine Gegenwehr mehr. Das Blondi schreit sich in panischer Angst die Seele aus dem Leib. Endlich finde ich die Brieftasche. Ich reiße sie an mich, stopfe sie in die Seitentasche meiner Jacke. Dann laufe ich. Laufe, so schnell ich kann. Weigere mich zu realisieren, dass ich gerade einen Mord begangen habe. Laufe weiter und rede mir ein, dass der Zweck die Mittel heiligt. Das meine Schulden mir keine andere Wahl gelassen haben.

Ich stehe vor dem bulligen Mann. Anna steht hinter mir. Ich habe mich vor sie gestellt. Ich hoffe, sie so zu schützen, sollte die Situation eskalieren. Noch bin ich überzeugt, Anna und mich unbeschadet durch die Nacht zu bringen. Noch bin ich nicht allzu eingeschüchtert. „Verschwinde, unser Geld bekommst du nicht! Was bildest du dir eigentlich ein?“, möchte ich von dem Maskierten wissen. Meine Widerrede jedoch scheint dem Angreifer zu missfallen. Der Lauf seiner Pistole zeigt nun exakt auf mein Herz.

Nun wird mir doch mulmig zumute, langsam, aber sicher entweicht jegliche Farbe meinem Gesicht. Meine Überzeugung bröckelt, zerfällt zu Staub, wird davongeweht von unbeschreiblicher Angst. Angst, wie ich sie noch nie im Leben verspürt habe. Angst, die mir klarmacht, dass mein Leben nicht mehr in meiner Hand liegt. Ich wage einen letzten verbalen Vorstoß: „Ich ruf die Polizei. Sobald Sie wieder weg sind, rufe ich die Polizei. Die wird Sie ganz schnell verhaften. Weit kommen Sie nicht. Dafür sind Sie zu auffällig gebaut.“ Die leise Hoffnung, per Sie und mit Logik meine Haut zu retten, verstummt. Wird zum Schweigen gebracht, als eine Patrone durch den Brustkorb bis zu meinem Herzen vordringt.

Während ich röchelnd auf die Pflastersteine falle, merke ich noch, wie Anna schreit. Aus Panik, Verzweiflung, Angst um mich. Ich empfinde Bedauern, weil unsere letzten gemeinsamen Augenblicke von Gewalt und Willkür geprägt sind. Augenblicke, die unendlich lange dauern. Augenblicke, die viel, viel zu kurz sind. Ich empfinde Reue, weil mich meine Torheit die Chance auf eine glückliche Zukunft mit ihr gekostet hat. Ich empfinde Hass auf den Mann, der sich dazu entschieden hat, meinem Leben ein Ende zu setzen. Ich empfinde Mitleid mit ihm, weil er glaubt, keine andere Wahl zu haben. Ich empfinde innere Ruhe, als ich meinen letzten Atemzug tue.

Seiltänzer

BRUNA KAROLYI

Schwarz. Ich beginne wieder zu taumeln. Nicht nach unten sehen. Nur ein Fehltritt und ich falle unkontrolliert in die Tiefe. Nur keinen Fehler machen. Das Seil wackelt unter meinen schmerzenden Füßen. Ich blicke nach vorne, doch der sichere Klippenrand ist noch weit entfernt. Mit zittrigen Beinen balanciere ich einen Schritt weiter. Nur keinen Fehler machen. Nur keinen Fehler machen. Das Drahtseil bohrt sich in meine Fußsohle. „Ich will hier weg. Ich will das alles nicht mehr“, flüstere ich mir selbst zu. Stille. Ich bin allein. Niemand kann mir helfen. Nur keinen Fehler machen. Ich wage noch einen wackeligen Schritt nach vorne. Nur keinen Fehler machen. Nur keinen Fehl... das Drahtseil wackelt gefährlich unter mir und ich versuche verzweifelt, mein Gewicht gleichmäßig zu verlagern. Doch es ist aussichtslos. Beim Versuch mich zu retten, rutscht meine vom Angstschweiß feuchte Hand ab. Ich stürze kopfüber in die Tiefe. Orientierungslos falle ich immer weiter. Ich schließe meine Augen und bereite mich auf den Aufprall vor. Nichts.

Wieder mal nichts. Mein Herz klopft zwar schneller, aber es klopft. Ich lebe. Ich bin kein Seiltänzer hoch über irgendeiner Klippe, ich sitze bloß hier. In diesem stinknormalen Klassenzimmer. Kein Abgrund weit und breit. Auch wenn der Test nicht gut läuft, ist es kein Untergang. Doch egal wie oft ich mir das sage, reißt es mich in den Gedankenstrudel. Wo finde ich wieder raus? Nur keinen Fehler machen. Immer muss ich kämpfen und bei anderen sieht es so einfach aus. Sobald ich funktionieren muss, wirft mein Kopf die Zweifelmaschine an. Was denkst du, wer du bist? Du wirst es wieder verkacken! Schau dich doch mal an, du kannst das niemals schaffen!

Ich wäre so gern ein starker Baum, tief verwurzelt im Leben, nicht einmal ein Wirbelsturm könnte mir die Ruhe nehmen. Wenn ich mich so umsehe, kann ich niemanden wie mich erkennen, bin ein einzelnes Schilfrohr in einem Wald aus starken Eichen.

Immer wieder steige ich ein in die Besser-weiter-schneller-Achterbahn, obwohl ich weiß, ich bin nicht schwindelfrei. Doch ich kann es nicht lassen. Ich kann es nicht abstellen. Verdammt ich will es abstellen.

„Hey! Alles gut?“ Ich nicke nur stumm und mache mir keine große Mühe, mein Unwohlsein zu verbergen. Sie kennt mich immerhin schon lange genug, um zu wissen, dass mein Nicken nicht echt ist. Mitfühlend sieht sie mich an und nimmt meine Hand. „Ich weiß, ich hab‘ auch keinen Bock auf den Mathetest.“ Sie nimmt einen pinkfarbenen Leuchtstift und kritzelt auf meiner Hand herum. „Voilà!“ DU SCHAFST DAS! Steht in Großbuchstaben auf meinem Handrücken. Ist das ihr Ernst? DU SCHAFST DAS? Mit einem F? Wissend erwidert sie meinen kritischen Blick mit einem schiefen Grinsen. „Es lebt sich auch gut mit ein paar Fehlern, weißt du?“ Den Rest der Pause gelingt es mir, die Zweifelmaschine ruhig zu halten.

Ich blicke wieder in die Tiefen der Schlucht. Nur keinen Fehler machen. Mit zitternder Hand versuche ich die erste Aufgabe zu lösen. Nur keinen Fehler machen. War die Antwort drei? Oder vielleicht doch vier? Nur keinen Fehler machen. Ich spüre das wackelige Drahtseil unter mir und mein Atem wird schneller. Nur keinen Fehler machen. Nur keinen Fehler machen ... Mein Kopf beginnt zu dröhnen. Nur keinen Fehler machen. Ich rutsche immer weiter ab. Vergeblich versuche ich mein Gleichgewicht zurückzuerlangen. Ich stürze in die Tiefe. Nein, bitte nicht! Mein Blick fällt auf die krakelige Schrift auf meinem Handrücken. Du schafst das. Irgendetwas verändert sich an meinem Fallen. Du schafst das. Ich schließe meine Augen und atme aus. Du schafst das. Und plötzlich falle ich nicht mehr. Ich schwebe.

Narrenmatt

FLORA LUKAS

„Nehmen Sie sich einen Augenblick Zeit.“, bitte ich.

„Erneut?“ Skeptischer Blick. „Sie wollen heute beweisen, dass der Mensch von der Ratte abstammt.“

Stellen Sie sich vor, wie viele Schwämme, wie viele wolkige Universal-schwämme braucht es, um den See der Neuen Siedler aufzusaugen. Billionen, dicht an dicht. Stellen Sie sich jeden Schwamm als Ratte vor. Unzählige Ratten, dicht aneinandergedrängt, nasses Fell, hektisch paddelnd. Ein Tier läuft über das andere, Nagetiere winden sich im Wasser. Sie verziehen das Gesicht? Eine Ratte, denken Sie, geht noch. Nicht aber Massen, ein Schwarm, ein Rudel. Sie verdrängen Bilder von überfüllten Flughäfen, ausverkauften Konzerthallen und Kaufhäusern am schwarzen Freitag. Genau dasselbe.

Menschen hassen Ratten, weil sie Ihnen selbst so ähnlich sind. Sie zweifeln das an? Denn woher der Vergleich?

Ratten, denken Sie, Ratten sind unhygienisch und abscheulich, nicht wie wir.

Blick zurück in die Geschichte. Jahrhundertlang versinken europäische Städte im eigenen Dreck. Genau, denken Sie, und damals waren es Ratten, die die Pest auf den Menschen übertrugen. Ratten übertrugen Krankheiten, voll von Keimen und Erregern.

Der Mensch überträgt auch. Pest. Pestizide. Nukleare Sprengsätze. Größenwahnsinn.

Ratten, eine Plage, sie vermehren sich rasant und ungebremst.

Überpopulation.

Ratten werden in Ökosysteme eingeschleppt, rotten dort heimische Tierarten aus.

Nebenerscheinung des Menschen, der sich selbst einschleppte,
um auszurotten.

Laborratten.

An Ratten werden Medikamente getestet, die für den Menschen
bestimmt sind.

Gleichsetzung beider Spezies?

Ohne Tierversuche keine moderne Forschung – Testung direkt
am Menschen? – Niemals.

Die Alternative: ‚nur‘ ein Tier.

Resultate der Tierversuche?

Ratten, intelligenter als angenommen, ausgeprägtes
Sozialverhalten, wahnsinnig leistungsstarkes Gedächtnis.
Verbrauchbar in Laboren?

„Entschuldigen Sie, ich schätze es, dass Sie mir Ihre Theorie
näherbringen wollen, nur sie überzeugt mich nicht wirklich.“

Sie haben nicht verstanden. Sie werden es vermutlich nie
verstehen.

Anfangen, vom roten Teppich herunterzusteigen und sich auf
Bodenhöhe begeben.

Sie wollen die Ratten nicht sehen.

Ratten sind für den Menschen unsichtbar.

Wahrheit die man nicht wahrhaben will.

Vellichor

EMILIA MASEK

Ein leises Klingeln erfüllt die Luft, eine Tür fällt geräuschlos ins Schloss.
Willkommen, sagt das Eingangsschild, und du willst nie wieder gehen.
Im Antiquariat drücken sich die Regale an die Wände, schmiegen sich
aneinander und kauern zusammen unter der Decke. Biegen sich fast un-
ter ihrer Bücherlast, fast verblasste Worte, an denen die Geschichte von
Jahrtausenden klebt. Die Schritte werden fast unmerklich gedämpft,
nicht durch einen Teppich, der Raum selbst bittet um Schweigen.

Zwei Schritte mehr und da erstreckt sich die schriftgebundene Sagenwelt.
Herakles kippt fast von dem Brett, unter ihm die falsch eingeordneten
Brüder Grimm. Troja liegt in der Ecke, Odysseus taucht ins Tintenmeer.

Vergilbte Seiten, altersgebeugte Bretter, unlesbare Buchrücken.

Was wäre die Welt ohne Erinnerung?

Es heißt, in jeder Geschichte steckt ein wahrer Kern. Wenn du genau
hinhörst, kannst du Iphigenie auf Tauris singen hören. An Aulis willst
du dich nicht erinnern.

Die Geschichte der Welt wird mit Tinte erzählt. Manchmal auch mit
Kinderhänden, die vor Tausenden von Jahren ihre Finger in Farbe
tauchten und sie vorsichtig gegen einen Felsen pressten, als wollten sie
sagen: Ich war hier. Ich habe geliebt, gelebt. Erinnert euch.

Manche Augenblicke bleiben für immer, weil wir sie nicht loslassen
wollen. Wir schreiben sie ab, drucken sie neu, binden sie ein und sor-
tieren sie neben ihre Vorgänger.

Um dich herum ist glasklare Stille.

Der Regen trommelt wütend gegen die Scheiben, aber du hörst ihn
nicht, lässt ihn nicht ein. Heute ertrinkst du in Tinte.

Du läufst weiter, tiefer in das Labyrinth aus Worten, atmest die Jahr-
hunderte ein.

Links von dir lauert Macbeth, daneben kauert Hamlet. Worte, Worte, Worte. Wenn Liebe dich krönen könnte, wärst du längst König.

Nächstes Regal, knarrendes Eichenholz. ‚Neuerscheinungen‘, verkündet ein Schild, und der jüngste Band ist älter als du. Du schweifst an ihm vorbei, bis an die hinterste Wand. Dorthin zieht es dich, wie lautloser Sirenengesang, ein Zupfen an deiner Seele, ein gehauchtes Versprechen.

Raues Leder unter deinen Fingern, Seiten so zerbrechlich wie erzwungener Frieden. Worte fliegen an dir vorbei und fallen mit leisem Rascheln an neue Orte.

Vellichor, sagt das Wörterbuch, sei die Wehmut inmitten von altem Papier. In der Zeit verloren zu sein, während sie sich unbarmherzig durch die Seiten frisst. Jede Geschichte endet irgendwann, wenn man keine zweite Auflage findet.

Vellichor, bedeutet zu wissen, dass man ein Sandkorn ist inmitten der Unendlichkeit, eine Aneinanderreihung von Buchstaben angesichts der Geschichte.

Vellichor, das bedeutet in der Ewigkeit zu stehen und selbst zu ihr zu werden, für einen Augenblick. Das Universum blinzelt und das Antiquariat bleibt bestehen. In hundert Jahren gibt es diesen Ort vielleicht noch, dich nicht mehr.

Lass etwas zurück, ein Flüstern zwischen den Buchseiten, bleistiftgebundene Gedanken. Der Klang deines Namens wird verhallen, bis kein Echo ihn mehr einfangen kann. Wehmut flutet dein Herz.

Lass etwas zurück. Einen Händeabdruck, in deiner Lieblingsfarbe. Finger gepresst an etwas, das nicht so vergänglich ist wie Papier. Einen Augenblick, den du mit bloßen Händen zu Ewigkeit formst.

Erinnert euch.

Ich habe geliebt, gelebt.

Ich war hier.

Kommen und Gehen

SOPHIA NEBEL

Der Abend ..., oder nein, besser die Nacht. Schließlich war es inzwischen kurz vor Mitternacht, und das konnte man wahrlich nicht mehr als Abend bezeichnen. Also die Nacht:

Die Nacht war bereits weit fortgeschritten und hatte die Welt in ihren trüb-schwarzen Schleier gehüllt, der sich mit jeder vollen Stunde tiefer über sie gelegt und sie schlussendlich gänzlich zum Stillstand gebracht hatte. Selbst der tagsüber sonst von ausgelassenem Kinderlachen und Vogelgezwitscher belebte Lindenweg träumte nun, einzig vom matten Licht der Straßenlaternen noch wachgehalten, schläfrig vor sich hin und wurde nur mehr vereinzelt von den letzten auf seinem Kopfsteinpflaster aufschlagenden Schritten gestört – zumindest so lang, bis jene Schritte in einen der vielen kleinen Vorgartenwege einbogen und ihr hohler Klang dort im nächsten Augenblick von einem der finsternen Hauseingänge verschluckt wurde. Doch während der Lindenweg noch in demselben Moment wieder in seinen vorherigen Dämmerungszustand zurücksank, erwachten seine Häuser dann erst vermehrt zu neuem Leben, wenn kurz darauf das Licht in ihren Augen aufblitzte und jede kleinste Regung in ihrem Inneren in einem lebhaften Spiel aus Schatten zu erkennen gab ...

Und weiter? Immerhin bestand der Lindenweg aus gerade einmal drei Häusern, von denen auch ausschließlich das Haus Nummer 3 dem Leser gegenüber tatsächlich nennenswert wäre. Über dessen Bewohner gäbe es an sich nämlich viel zu erzählen. Für den wahrhaftig verständigen Leser aber wäre wiederum lediglich ein Bruchteil davon von wirklichem Interesse gewesen. Denn obgleich dort im Gegensatz zu den anderen, nahezu verlassenen Häusern wenigstens etwas geschah, so war es im Grunde genommen doch immer nur dasselbe, wenn auch mit Variationen, wofür das Ehepaar Schmitt aus dem zweiten Stock mit Sicherheit das plakativste Beispiel war. Schließlich stritten Herr

und Frau Schmitt ihren wild gestikulierenden Schatten zufolge derzeit wieder, wie eigentlich jeden Abend, weil Herr Schmitt nie vor 23:59 Uhr, dafür jedoch stets mit einer neuen Ausrede für seine Verspätung nach Hause kam. Wahrscheinlich schrie ihn seine Frau deshalb heute wohl auch wieder so besonders ausgiebig an. Da hatte der Herr Hofrat ein Stockwerk tiefer, der den Schmitts in Sachen Routine kaum nachstand, vermutlich sehr laute Musik aufgelegt, dass er von diesem Geräusche scheinbar ungestört mit seinem Damenbesuch, wie bereits schon gestern Nacht, in dem ballsaalgroßen Wohnzimmer eng umschlungen auf und ab tanzen konnte. – Aber halt! Die Dame musste über Nacht ja mindestens zehn Zentimeter gewachsen und etwa ebenso viele Kilo abgenommen haben, ihrem Schatten jedenfalls zu urteilen, der nun für einen kurzen Augenblick neben dem seinen am Fenster verweilte, bevor sie im nächsten in dem dunklen Raum zwei Fenster weiter gemeinsam verschwanden und stattdessen zwei Stockwerke höher ein neues Schauspiel begann. Fräulein Weber war nämlich um Punkt zwölf Uhr in ihre kleine Dachgeschosswohnung zurückgekehrt, nachdem sie um 20:17 Uhr mit zwei großen Umzugskartons aus ihr geeilt, ja regelrecht in den dichten Dämmerungsnebel geflüchtet war. Und dazu ließ sich bestimmt eine ordentliche Geschichte schreiben. Also dann:

... jede kleinste Regung in ihrem Inneren in einem lebhaften Spiel aus Schatten zu erkennen gab. Lediglich die kleine Dachgeschosswohnung des Fräulein W. tat es dem Lindenweg noch gleich. So ruhig und reglos lag sie da und ragte über die anderen Wohnungen hinweg in den wolkenverhangenen Nachthimmel hinein, dass es beinahe den Eindruck erweckt hätte, sie stünde mittlerweile schon zum vierten Mal binnen der letzten drei Monate leer, wäre nun nicht doch ein schwacher Lichtschein in ihrem Fenster aufgeglommen, der endlich die Rückkehr des Fräuleins verhieß und der Straße selbst jede ihrer Bewegungen fortan verriet – wie sie vorsichtig das Zimmer betrat, zögerlich den Hut mit der breiten Krempe abnahm und von dem Grauen der vergangenen paar Stunden völlig erschöpft in den Lehnstuhl sank, ehe sie dort in einen leichten Schlaf fiel...

Doch nein! Ausgerechnet jetzt klemmte das L seiner alten Schreibmaschine, und Fräulein Weber hatte sich erst gar nicht in den Lehnstuhl gesetzt, sondern war nur an ihm vorbei - näher zum Fenster hingegangen, sodass sie ein letztes Mal noch sah, wie er verzweifelt an einer – ihrer – Geschichte schrieb, bevor sie in den frühen Morgenstunden wieder das „zu vermieten“-Schild in jenem Fenster aufhängte und für den Leser damit wohl eine neue Geschichte anfang.

Das Lied von Furcht und Angst

SARAH NOTHEGGER

Die Tür fällt ins Schloss. Monate der Angst, Stress und Panik. Es ist vorbei, sie hat es überstanden. Je länger die Qual, desto schneller die Flucht, wenn du dich dafür entscheidest. Ein pochendes Hämmern in der Brust das die Wucht eines Presslufthammers hat. Nicht mehr, nie mehr. Sie muss Angst nicht mehr sehen.

Auf den Straßen ist nicht weniger los als sonst, trotzdem fühlt sich alles leicht an. Sie schiebt sich durch die Mengen, drängt sich an den Körpern vorbei und spürt nichts außer purer Zufriedenheit. Bei der Kreuzung schießen ihr zum ersten Mal seit Langem keine Gedanken durch den Kopf, sie kann konzentriert auf das rote Männchen blicken und sich wünschen, dass es grün wäre. Im Einkaufszentrum macht ihr die Musik nichts mehr aus, sie tanzt zur Melodie und freut sich, dass ihr die Schritte einfallen. Die grauen Gesichter um sie herum nimmt sie gar nicht wahr, ihr geht es gut. Zum ersten Mal seit Langem.

Sie möchte ihr Lächeln und ihre Leichtigkeit mit der Welt teilen. Das hat sie seit Langem nicht mehr gemacht, aus Angst, die könnten sie ihr wegnehmen. Was sie dabei nicht bedacht hat, ist, dass es nichts zum Wegnehmen gab.

Heute möchte sie wild und jung sein. Sie möchte nicht mehr, sie wird. Ein Scheinwerfer ist auf sie gerichtet wie ein Sonnenstrahl. Sie hebt sich ab von der Masse, die mit zusammengefallenen Schultern dem Feierabend entgegenschreitet. Am Ende weiß sie nicht, was es gebraucht hat. Auf jeden Fall einen Anfang, sonst wäre sie jetzt nicht hier. Sie muss Hürden überwunden haben, war aber zu beschäftigt, die nächsten zu sehen, als das zu bemerken.

Die Angst trägt ein graues zerrissenes Kleid und hat wilde Augen, denen man nicht entkommen kann. Sie ist ihre treueste Weggefährtin, ihre älteste Freundin und war die einzige Rettung vor ihr selbst. Dank

ihr hat sie das Haus nicht verlassen, dank ihr hat sie ihren Vater nicht zurückgerufen, als er um Hilfe bat, dank ihr hat sie sich abgemeldet von den Prüfungen, die sie nicht auf Anhieb schaffen würde. Sie hat ihr viel mitgegeben, sie ist ihr nie von der Seite gewichen. Sie hat ihr die Haare gehalten, wenn sie panisch wegen ihr kotzend über der Kloschüssel gehangen ist.

Jetzt ist sie weg. Einfach so, puff, verschwunden. Wahre Einsamkeit lernt man erst kennen, wenn man das Alleinsein überwunden hat. Die zischende Stimme in ihrem Ohr ist verstummt, die kalten Finger an ihrer Kehle drücken nicht mehr zu.

Die Welt steht ihr wieder offen, sie kann gesehen werden und wird sehen. Einsam, aber nicht allein, so möchte sie jetzt nimmer sein.

Ihre dunklen Strähnen fallen in großen Stücken auf den klebrigen, gelben Linoleumboden. Sie fallen wie Schneeflocken und zerstäuben in kleine Häufchen, die einen Teil ihres Lebens ausgemacht haben, den sie abschabt, nicht mehr haben möchte. Angst hat ihr durchs Haar gestrichen. Hat ihr die Strähnen nervös ins Gesicht geschnippt. Ihre neuen Haare wird sie nie berühren.

Das Sonnenlicht fühlt sich immer noch fremd an auf ihrem blassen Gesicht. In ihrer Magengegend wird es warm, das Wort liegt ihr auf der Zunge. Genuss, es zieht sich in die Länge und schmilzt die Unruhe fort. Die Suche nach neuen Freunden kann heute beginnen, sie hat kein Interesse daran, zu ihrer alten besten Freundin zurückzukehren. Eine Erkenntnis, die sie früher nie zu haben gewagt hätte.

Der Zug ist klimatisiert, ihre Sitznachbarin, eine strickende Frau, sieht verträumt aus dem Fenster. Die Abdrücke der Angst sind ganz schwach auf ihrem Hals erkennbar, sie scheint ein gutes Leben zu führen. Der Teenager vor ihr steckt sich die Kopfhörer ins Ohr, umgeben von einer grauen Wolke. Ein Wunder, dass er noch etwas von seinem Alltag mitbekommt, vernebelt von Angst. Man müsste einen Staubsauger erfinden, der sich an die Male haftet und zieht, bis sie endlich bereit sind

den Ballast abzugeben, um neuen entgegennehmen zu können. Sonst verklebt man, so wie sie. Aber jetzt nicht mehr, ihr geht es gut, zum ersten Mal seit Langem.

Angekommen beschließt sie zu Fuß zu gehen. Sie wird sich kein Taxi rufen, sie wird das Hotel nicht googeln. Heute sind ihre Augen dran und sie konzentrieren sich verzückt auf jedes Detail. Der Nebel hat sich gelüftet und ihre Wahrnehmung verschiebt sich von ihr selbst auf die Welt und sie erkennt, dass es dort viel schöner ist, als es in ihr jemals war.

Das Chili prickelt auf ihrer Zungenspitze. Tränen schießen ihr in die Augen, sie röchelt, hat aber nicht mehr das Gefühl, ersticken zu müssen. Man könnte ein Haus auf ihrer Brust bauen, ihr Herz ist so leicht, sie würde trotzdem schweben. Angst hasst scharfes Essen, die Gewürze rufen die gleiche körperliche Reaktion hervor wie sie. Niemand möchte gerne ersetzt werden, niemand möchte nicht zu gebrauchen sein. Niemand möchte niemand sein, außer ihr. Aber jetzt nicht mehr. Heute geht es ihr wieder gut, zum ersten Mal seit Langem.

Der Tag neigt sich dem Ende zu, sie verfällt aber nicht in die typische Apathie und fürchtet sich nicht schon vor dem nächsten. Sie tanzt und lacht, taucht die Füße ins Meer, denkt nicht an Quallen und Krebse, Strömungen und tödliche Kälte. Sie denkt an sich, glücklich.

Angst war immer für andere Menschen da. Sie hat sich immer aufgeteilt, sie aber bewusst eifersüchtig gemacht. Aber Angst hat ihr jeden Tag bewiesen, wie wichtig sie ihr war.

Die Eifersucht ist vergessen, für andere da zu sein, ist nicht mehr relevant für sie. Sie will sich lösen von allem, was Angst gemacht hat, was sie für und mit ihr gemacht hat. Ihre nackten Füße klatschen auf den Asphalt, der ist schmutzig, eine bloße Gefahrenquelle. Aber dieser Ge-

danke kommt ihr nicht in den Sinn. Ihre Sinne sind so fokussiert wie nie, vielleicht mussten sie erst getrübt werden, damit sie versteht, was sie gewonnen hat.

Am Ende mag der Wind falsch gestanden sein oder der Mond hat sich nicht an seinen Zyklus gehalten oder es war alles nur ein Traum. Am Ende ist das nicht wichtig, was zählt ist, es war ein Augenblick, der die Blase zerplatzen ließ, die sie sich gebaut hat. Nur ein Augenblick. Nicht mehr. Sie steht vor der verhassten Tür, starrt sie an. Dann kommt Angst um die Ecke, steckt den Schlüssel in das Loch und öffnet die Tür.

Dreckige Wolle

RÉKA PAPP

Hungrige Wölfe finden ein Schaf. Sie denkt, diese Metapher wäre zu poetisch für so eine alltägliche Situation. Sie braucht aber eine Ablenkung, und es gehen ihr zahlreiche Märchen und Gemälde durch den Kopf, in denen ein unschuldiges Lamm vorkommt.

Das Schaf sieht an dem Abend hübscher aus als sonst. Stolz geht es auf seinem Weg und genießt dabei das Leben, ohne an die Wölfe, deren Augen immer auf ihm liegen, zu denken. Wozu auch, wenn die Wölfe das Schaf nicht angreifen können, solange der Zaun dasteht. Aber starke Wölfe lassen sich von einem Zaun nicht hindern. Einer springt dagegen, und das Schaf, das vorhin so schön und weiß war, hat schon Flecken von den Pfoten auf sich. Kann man jetzt nicht mehr ändern.

Sie trinkt einen großen Schluck aus der Weinflasche, in der Hoffnung, dass es den Knoten in ihrem Hals auflöst, aber das ist nicht der Fall. Kurz bleibt sie still, während die anderen reden, und denkt über den Moment nach, als sie aus dem Haus gegangen ist, als sie sich noch umziehen hätte können.

Jetzt sieht das Schaf alle Wölfe, die sich am Zaun befinden, und warten. Sie beharren ganz vorsichtig, aber der eine kommt schlussendlich zu dem Zaun. Das Schaf hält verängstigt Abstand, doch es fühlt sich gezwungen kurz zu dem Wolf zu gehen. Schlussendlich hat er ja nichts gemacht und man kann sich nicht vor jedem Wolf fürchten. Der plötzliche Biss tut wegen der Überraschung noch mehr weh, und es ist jetzt voller Dreck und Blut.

Diesmal geht sie aus der Tankstelle raus, zündet eine Zigarette an und versucht die Tränen voller Ekel und Selbstschuld verschwinden zu lassen. Währenddessen hört sie, wie zwei über sie reden, oder vielleicht bildet sie sich das nur ein. Sie denkt darüber nach, ob sie nicht positiver zu der Sache stehen, und es als Kompliment betrachten soll.

Das Schaf wollte aber nur schön aussehen. Nicht fressbar. Es kommen immer mehr Wölfe, und das Schaf fürchtet sich immer mehr. Der Zaun steht noch immer da, aber die Wölfe werden immer hungriger. Das Schaf versucht sich zu verstecken, aber es hilft nicht, denn das Geheul ist weiterhin zu hören, und es wird lauter. Es ist müde. Lebensmüde. Seine Augen fallen langsam zu, es versucht die Wölfe auszublenden. Plötzlich stechen gelbe Augen hervor, als wären sie kleine Flammen, während die himmelblauen Augen von dem Schaf versuchen ruhig zu bleiben. Das Feuer könnte alles niederbrennen.

Ganz normale Männer. Ältere, Gleichaltrige oder selten, aber manchmal sogar Jüngere. Augenfarben kann man aber nie erkennen, wie auch, wenn sie nicht in ihre Augen schauen. Die Blicke brennen aber, also sollen sie orange sein, die Farbe mag sie sowieso nicht. Sie sieht manchmal sogar ein Grinsen. Plötzlich fühlt sie sich gezwungen sich die Gedanken von den Männern vorzustellen. Was sie alles mit ihr machen könnten. Sie spürt die kalten Hände, die unfassbar rau sind auf ihrem Körper. Wie ein hungriges Kind versucht er alles auf einmal zu nehmen. Ironisch, wer ist jetzt das Kind von denen. Sein Mund stinkt nach Bier, Zigaretten, Fleisch und er hat seine Zähne wahrscheinlich seit Wochen nicht geputzt. Sind es seine verrottenden Zähne, oder seine sterbende Lunge, was so riecht? Er will fressen, FRESSEN!

Sie ist schmutzig. Sie weint gleich los. Das Gefühl von Einsamkeit und Stummheit überwältigt sie plötzlich, und sie will nur verschwinden. Die Blicke der Männer fühlt sie noch immer. *Sie ist schmutzig, wie ein Schwein, nicht mehr schön wie ein Schaf.* Unter der Dusche heult sie und sieht, wie ihre schmutzige Wolle im Abfluss verschwindet.

Augen, die so blicken, fressen auch.

werner x jaqueline

FRANZISKA PAYR

werner schlägt jaqueline

heute fester als normalerweise, weil sie ein böses mädchen war. jaqueline hat auf seinen schwanz gekotzt, dafür schämt sie sich. sie hat doch ein schwanzloch im gesicht, damit werner seinen schwanz mit aller kraft reinrammen kann.

eigentlich hat werner das kotzen ja nichts ausgemacht, er muss jaquelines halbverdauten wurstknödel mit rausgekratzter wurst nicht schmecken, er darf ihn fühlen, der brei auf seinem schwanz ist eine visualisierung seiner dominanz und macht ihn deshalb sogar an - werner schlägt jaqueline einfach sehr gern. das trifft sich gut, denn jaqueline wird sehr gern geschlagen. dann muss sie das nachher nichtmehr selber tun.

deshalb liebt jaquelin werner so. weil nur er ihrem körper und ihrem geist so wehtut, und natürlich auch, weil er einen tollen charakter hat. so viel glück hat jaqueline, dass sie einen so netten burschen abbekommen hat. das sagen ihre eltern auch immer, beim sonntäglichen schnitzeessen. der werner lacht dann und denkt sich ja, da habt ihr recht, die jaqueline lacht dann und sagt ja, da habt ihr recht.

werner nutzt jaquelines luftschnappen nach seiner rückhandschelle äußerst produktiv und spuckt ihr den teuren weißwein seiner eltern in den mund. auch das mag sie sehr gern, jetzt muss sie ihre kotze nicht mehr schmecken. jaqueline schluckt nicht, hustet und ist froh. sie will werner so lange wie möglich bei sich behalten.

niemand versteht jaqueline so wie werner. niemand hört jaqueline zu so wie werner. und niemand penetriert ihre trockene muschi so hart wie werner. deshalb verzeiht sie es ihm auch jedes mal, wenn er anfängt, ihre brüste, ihren arsch und ihren schritt zu bearbeiten wie eine kaputte fernbedienungstaste, obwohl sie nein gesagt und um sich

getreten und manchmal nein geschrien hat. jaqueline will werner so lange wie möglich behalten.

werner will jaqueline auch so lange wie möglich behalten. sie kann das gut, sich schlagen und verdrehen und schneiden und ficken lassen, nie ganz willig, immer ein bisschen bockig, das macht spaß. er will so oft wie möglich mit jaqueline spielen, öfter sogar als bloons td auf seinem handy, da kann werner seine wut nicht rauslassen wie beim spielzeug jaqueline, sein handy ist ihm nämlich wichtig, da passt er gut drauf auf, dass es ihm ja nicht kaputt wird.

sein spielzeug jaqueline ist ihm kaputt geworden, aber das ist werner egal. drei löcher hat es immer noch, das sind drei löcher, die er stopfen kann. ein kaputtes jaqueline behält sich außerdem leichter, ein kaputtes jaqueline hat hoffnung, von ihm repariert zu werden.

es ist also abhängig von ihm, das hat er sehr gut gemacht.

zur belohnung vergisst werner heute ganz aus versehen das kondom.

Bodega mit Hypokaust

PHILIP PECORARO

Akribisch – so würde er die Klofrau vom Yppenplatz beschreiben. Integer – so ihre Arbeitsweise. Einen Euro für die Kabinen verlangt sie, Urinale gratis. Nicht unbedingt im Sinne der Gleichberechtigung, aber so hat sie es gelernt. Alte Schule. Schon lange hat ihn die Klofrau vom Yppenplatz sehr geschätzt, inzwischen verehrt auch er sie kultisch. Eine Klofrau fürs Leben.

Dabei war sie ihm nicht immer so zugetan. Im Gegenteil, es gab Zeiten, da mied man ihn bezirkswweit. Nachdem er in seiner Bawag-Filiale Mindestpensionisten um ihr Spargeschenk gebracht hatte, hatte man ihn regelrecht verachtet. Da musste er weg, weit weg. Machte eine Flusskreuzfahrt nach Novi-Sad, lernte die Frau seines Lebens kennen, dann Blitzscheidung in Bratislava, als lediger Mann retour gen Krems. Ruiniert.

Nun besucht er sie regelmäßig, gibt stets den nötigen Talon, sie wärmt ihm mit einem Heizpilz seine Kabine vor. Tür 9. Mit einem Rollwagerl verteilt sie Alkoholika an ausgewählte WC-Gäste. Hier muss man Zeit mitbringen. Wermut, Calvados, Asbach. Etwas für Genießer. Gelegentlich nehmen Touristen diesen Service in Anspruch, gönnen sich einen Crémant. Der Klofrau soll es recht sein – das schön die Bilanzen.

So sitzt er eines Montags am Stammplatz, schlürft einen Bollinger – ein Chilene hat einen ausgegeben. Die Klofrau legt sanften Ambros auf und allgemeine Entspannung macht sich breit, da schiebt man ihm seitlich unten ein Immobilienangebot durch. Vor der Kabine stellt sich ihm ein Eisbärenpelzträger vor. Foco Hogelstein.

Die beiden schwafeln kurz über Gott und die Welt, Hogelstein erwähnt persönliche Krisen. Die Klofrau wirft die beiden freundlich, aber bestimmt raus – „ein Scheißhaus ist kein Konferenzzimmer.“ Die Herren

zeigen Verständnis. Ecke Yppenplatz parkt Hogelstein seinen Mustang, lädt ihn spontan zu einer Hausbesichtigung ein. Er ist sehr interessiert. Er sucht seit Wochen eine Bleibe.

Früher wohnte er lange in Bruckneudorf, vis-a-vis vom Kriegerdenkmal. Diese Zeiten sind vorbei. Nach Stänkereien und wöchentlichen Anrufen bei der STRABAG, wann endlich die Straßenspange fertig wäre, kam der Bürgermeister mit zwei Gemeinderäten vorbei und erklärte ihm, er sei in Bruckneudorf nicht mehr erwünscht. Das galt in weiterer Folge auch für Bruck an der Leitha, Göttlesbrunn und Stixneusiedl. Gemeindeverbot.

„Höchst ungerecht“, befindet Hogelstein, während die beiden Richtung Westen fahren, „eine regelrechte Sauerei.“ Während der Fahrt bemerkt er, wie geräumig der Mustang eigentlich ist. Innen schön weiß – Crémekonfiguration. Hogelstein hält vor einem senfgelben Bauernhaus, ein alter Vierseithof. Elegant renoviert, mit Glaseingang und Mosaik.

„3 Mosaizisten haben acht Wochen lang dieses Fresko gelegt – eine tschechische Bauernsage.“ Er kommt nicht recht mit, Hogelstein weist nach innen. Geschäftiges Treiben auf den Gängen und weitere Eisbärenpelzträger lassen ihn kalt, er lauscht hochkonzentriert Hogelsteins Worten. Seine geistige Lähmung nervt ihn, er möchte sich vor Hogelstein beweisen – intellektuell wie menschlich. Die beiden betreten eine Kellertreppe – „nun der Höhepunkt.“

Die Bodega.

Ein Chrysanthenstrauch markiert den Eingang zum Kellergewölbe. Die Bodega ist schmucklos, hat ein kleines Deckenfenster zum Kanal nach oben hin und ist entgegen seiner Erwartung durchaus zimmerwarm. „Die Bodega hat einen Hypokaust“, weist Hogelstein auf den Laminatboden. „Die besonders schweren Weine lagern im Winkel, die haben Kabinettqualität“, zeigt Hogelstein ins hinterste Eck der Kammer. Er ist so mit den schweren Rotweinen beschäftigt, dass er nicht merkt, wie Hogelstein die Bodegatür von außen verriegelt.

Er war eine Art Weinkenner. Hatte immer gute Empfehlungen abgegeben, an Kollegen oder Bekannte. Gabrieles Bruder, sprich sein erster Ex-Schwager, hatte ihn immer für sein rebkundiges Näschen gelobt. Er vertrug auch einiges. Einst hatte er nach zwei Gläsern passen müssen, doch Erfahrung und Training ermöglichten ihm bald mehr. Er spürte nichts. Nur die Bodega erschien ihm zu warm.

„Ideal, die Bodega, gell?“, fragt Hogelstein dumpf durch die Türfuge. Er ist skeptisch und fragt nach den Heizkosten für den Hypokaust. „Keine Sorge, alles gedeckt. Zahlt die Kasse.“ Er ist durstig und hungrig, hat leichtes Kopfweh – der Hypokaust heizt ihm zu kräftig. „Ich gehe dann, viel Vergnügen noch mit der Bodega“, klingt zu ihm durch. Er protestiert, möchte raus, Hogelstein lehnt ab. „Bis zur Entlassung müssen noch viele Liter die Donau hinabfließen.“

Schon einen Monat wartet er in der Bodega, die Tage werden länger, er verliert jegliches Zeitgefühl. Nach zwei ausgebliebenen Rasuren bemerkt er eines Morgens, dass die Bodegatür mit Weichgummi bespannt ist. Draußen sind Schritte zu hören, Hogelsteins Stimme tröpfelt zu ihm durch. Die schweren Rotweine sind längst leer, aus den Flaschen hat er sich ein Piano gebastelt. Dudelt sanft die Wassermusik.

Eines Tages Besuch. Hogelstein schiebt die Türe einen Spalt weit auf, er aber ist zu träge, um aufzuspringen. Die Klofrau vom Yppenplatz rollt herein, mit ihrem Wagerl. „Zehn Minuten, gell.“ – Hogelstein nimmt die Zeit mit einer Sanduhr. Er weiß nicht, was er sagen soll. Die Klofrau schweigt zurück und stellt ihm einen Averno hin. Gierig schlürft er ihn leer, beginnt sich wohler zu fühlen. Kann die Beine wieder spüren, den Kopf drehen. Wieder denken.

Er lebte längst in seiner eigenen Welt. War wohl Alkoholiker. Fing mit Weinleserunden an, endete im Exitus in einem Postbus. Daher das Betretungsverbot. Auch die Frauen wandten sich ab, er brachte es nicht mehr – weder die nötige Liebe noch das Andere. Am Ende tat er gar

nichts mehr. Bekam auch wenig mit. Hätte beispielsweise einen Hund kaum noch von einer Katze unterscheiden können. Oder eine Bodega von einer Gummizelle.

Die Klofrau geht nach zehn Minuten, lässt ihn allein. Draußen wartet Hogelstein. Er lauscht Wortfetzen, versteht aber nichts. „Danke, Doktor Hogelstein.“ Die Klofrau schlurft, als sie zum Ausgang des Sanatoriums geht. Draußen eine Tschick. Unauffällig ascht sie in den Kanal, direkt in seine Augen. Er ist benebelt. „Bis bald, mein Sohn.“ Dann geht sie. Zurück zum Yppenplatz.

Er verbleibt beim Abstinenzberater.

Rote Iris

MERLIND RAIBLE

Wir befinden uns im ersten Wiener Gemeindebezirk, direkt vor der Station „Rathausplatz / Burgtheater“. Wirft man einen Blick auf das gegenüberliegende Gebäude, so fallen einem sofort die massiven Marmorblöcke daran auf, die – der Schwerkraft trotzend – daran zu schweben scheinen. Die Vorhänge – für gewöhnlich gleich weingetränkter Lider majestätisch herabhängend – sind heute fein säuberlich zurückgebunden und geben den Blick auf einen großen Saal frei, in dessen Mitte ein Pult steht. Es handelt sich um nichts Geringeres als den Festsaal des Wiener Rathauses.

Vor dem Pult geht ein Mann immer wieder auf und ab; sein sonst euphorischer Charakter von der Bedeutung der Angelegenheit merklich beschwert. Der Mann hält Zettel in den Händen, deren Inhalt er nun zum zehnten Male überfliegt. Dann bündelt er die Blätter, schreitet zum Pult, legt die Blätter darauf ab, stellt sich dahinter, testet kurz das Mikrofon und beginnt sodann zu sprechen:

Herr L. (*feierlich ins Publikum*): Meine Damen und Herren, es ist mir eine Ehre, Sie im Festsaal des Wiener Rathauses begrüßen zu dürfen, den unser Herr Bürgermeister großzügigerweise für den heutigen Anlass zur Verfügung stellt. Es ist ein feierlicher Anlass, und gerade deshalb freut es mich, dass Sie hier und heute so zahlreich erschienen sind.

Mein Name ist Herr L., ich bin Präsident der SO – Science Outreach, einer Organisation, die seit 1998 an wesentlichen Forschungsförderungsprojekten beteiligt ist.

Doch nun zum Thema dieses Abends: Wie Sie vielleicht wissen, wurde der Nobelpreis vor einigen Jahren für die Entdeckung von CRISPR/Cas9 verliehen – eine Methode, die uns nicht nur einen tieferen Einblick in jegliche Gene ermöglicht, sondern auch deren Änderung.

Dank dieser haben wir nun auch erstmals an der Iris Modifikationen – ...

Unterdessen im Publikum:

Mannheim (*erscheint an den vorderen Publikumsreihen, die er nun Sitz für Sitz abschreitet; ein paar Schritte dahinter sein Assistent Dritter mit einer Lupe*): Geben Sie mal her.

(*mit der Lupe ein Stückchen näher tretend, die Augen eines Zuschauers besonders intensiv betrachtend*) Mhmh...jaja...soso. Wahrlich eine schöne Farbe – ...

Am Pult:

Herr L.: ... durchführen können, von denen eine mit siebenhundert-hundertfünfundsechzig Nanometern als Wellenlänge ...

Im Publikum:

Mannheim: ... aber da kann man noch was rausholen.

Sollte ich jemals ein Kind haben, dann werde ich ihm eine blaue Iris schenken. Blau. Klassisch. – Das Klassische ist und bleibt durch den Wandel der Zeit doch stets am schönsten. Aber man kann ja optimierende Änderungen vornehmen, die Originalität unterstreichen: Blau und blau mit dunkelblauen Tupfern. Oder Tiefblau vermischt mit Mitternachtsblau oder Tiefblau oder Eis-...

Hellner (*aus dem Publikum, den Kopf leicht schüttelnd*): Werter Mannheim, ich verstehe Ihren Punkt, aber Blau hat zu unseren Zeiten doch etwas an Bedeutung verloren. Denn heutzutage erinnert Blau – gerade mit Modifikationen – an künstliche Schönheit, KI. Da besitzt jeder die gleiche blaue Iris. – Keine Spur von Originalität.

Wie wäre es mit etwas wirklich Extraordinärem wie ... sagen wir mal ... – Grau!

Mannheim: Grau, grau ... – Doch nicht Grau! Im Alter wird doch alles grau. Vom Auge bis zum Nasenhaar. Außerdem erinnert mich die

Farbe Grau an Roboterarme, etwas Artifizielles also, das sich in dieser Hinsicht gar nicht von meinem Blau unterscheidet.

Nein, also Grau ist doch wirklich nicht originell.

Hellner: Gut. Wie wäre es stattdessen mit Braun?

Braun wie der Schmelz der Bitterschokolade, getüncht in einen Hauch von goldfließendem Honig. Oder, noch besser:

(voller Inbrunst) Dunkelbraun wie der Schein der immer glühenden Sonne, die in einem Meer aus Espresso versinkt, durch ihren Aufgang kleine Kaffeepulvertüpfelchen – ...

Mannheim: Immer glühende Sonne, Kaffeepulvertüpfelchen ... – Hellner, jetzt hören Sie mal auf mit Ihren Spinnereien.

Hellner *(sichtlich getroffen):* Spinnereien?

Mannheim *(den Kopf schüttelnd, wie der enttäuschte Vater über eine Dummheit seines Kindes):* Braun... Welcher Mensch kommt denn auf eine solche Idee? Der vernunftbegabte sicherlich nicht.

Hellner *(noch nicht bereit, den inflammatorischen Stich der Kränkung in seinem Innersten auszubreiten):* Mannheim, ich sage: bringen wir doch dem Herrn Direktor eine Probe mit. Dann kann er ja entscheiden, welche der beiden – ...

Mannheim: Sie wollen Herrn L. eine braun gematschte Iris mitbringen? Da wird sich dem Direktor ja der Magen umdrehen.

Dritter: Ich will mich ja nur allzu ungern in Ihre privaten Angelegenheiten und noch unfreiwilliger in Ihren persönlichen Disput einmischen, aber: Haben Sie schon einmal über Rot – ...

Hellner *(dem die Worte Mannheims wahrlich zu Kopfe gestiegen sind):* Rot? Haben Sie was gegen meinen Kopf?

Dritter *(unbeirrt fortführend):* ... – nachgedacht? Eine Farbe, die weder der Ihrigen (auf Mannheim deutend), noch der Ihrigen (auf Hellner zeigend) entspricht?

Rot: Außergewöhnlich. Originell. Extraordinär. – Das waren Ihre Worte.

Mannheim *(eine Weile nachdenkend, dann):* Hmhm...jaja...soso... – Hellner, was halten Sie davon?

Hellner *(bereits in tiefste Schwärmerei versunken):* Wenn wir uns von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen. – Oh! Ein Blick in dein Rot nur genügt, um des einen Feuer auf den andern überspringen zu lassen. Glühend und lodernd, ein einzig verzehrender Brand! Rot!

(in seinen Stuhl zurücksinkend und sich sodann voller Demut an die Brust greifend) – Wie die Liebe.

Am Pult:

Herr L.: ... unser Forscherherz hat höherschlagen lassen, denn:

„Iris rubeia“ – zu Deutsch: rote Iris beziehungsweise Schwertlilie – enthält im Gegensatz zu allen anderen bisher bekannten Arten einen Wirkstoff, den wir gemäß des Gattungsnamens „Rubein“ getauft haben. Speziell handelt es sich bei Rubein um einen Stoff, der an den Rezeptor der Nervenzellen bindet und vor übermäßigem Ableben der Zelle schützt. Das Potenzial für Rubein als Behandlungsmittel für neurodegenerative Krankheiten – darunter Alzheimer, multiple Sklerose und Parkinson – wird gerade erforscht.

Im Publikum:

Dritter: Genau. Und um dem Ganzen noch Geschmack zu verleihen: Rot, vermischt mit neongrünen Tüppelchen.

Hellner: Kaffeepulvertüpfelchen.

Dritter: Genau, Kaffeepuffertüpfelchen – ...

Hellner *(jede einzelne Silbe eindringlich und fast knurrend betonend):* Kaffee-pulver-tüpfel-chen!

Am Pult:

Herr L.: Sie sehen: Bei uns steht Verantwortung an erster Stelle, denn...

Im Publikum:

Mannheim (*beschwichtigend*): Neongrün? Meine sehr verehrten Herrschaften, belassen wir das Ganze doch lieber einfach bei...

Am Pult:

Herr L. (*mit feierlicher Stimme*): ... Iris rubeia gestaltet Ihre und meine Zukunft.

Im Publikum:

Mannheim: ... schwarz.

Unsere Stadt, 1:34 nachts, örtliches Altenheim

Theresa Schmerold

Ich bin schon wieder Fremde besuchen. Sepp Winkelmoser, steht auf einer Plakette auf dem Nachthemd des alten Mannes, in dessen Zimmer ich gerade gestiegen bin. Die Pflegerinnen und Pfleger lassen die Fenster gekippt im Hochsommer, und ich steige durch sie ein. Manchmal ist ein Fenster auch ganz offen, was soll denn passieren, es wird wohl keiner den Sepp stehlen kommen oder die Liesi. Alte Menschen heißen alle gleich und schauen alle gleich aus. Rotädrige Pausbacken und kleine, verschrumpelte Augenlider, gar nicht so viele Falten wie man angenommen hätte. Watteflusen unter den Achseln und auf den fleckigen Köpfen, die sommersprossigen Arme brav über der Bettdecke gefaltet, wie Kinder sind alte Leute, ebenfalls nah dem Tod, nur dass sie hinhumpeln zu ihm und nicht wegwachsen, ein Zeitstrahl. Ich gehe einen Schritt und setze mich auf einen Stuhl gegenüber von Sepp. Ein bisschen Mondlicht und Grillenzirpen dringen in das kleine Zimmer, das nach Desinfektionsmittel, frischer Wäsche und Tod riecht, Tod, sich anbahnend. Ich frage mich, ob Sepp ein guter Mensch ist, ein freundlicher, auch wenn er alt ist. Menschlichkeit trägt sich ab, tropft stetig heraus, bis dann im Alter die meisten undicht sind und leer. Einige sind dicht, haben Elefantenhaut und Güte und wissen, wie man Vanillekipferl backt und häkelt. Ich hoffe, Sepp ist ein Elefant, schleppt in seinem dicken Herzen noch ein bisschen Güte mit sich rum. Ich sitze auf dem Altenheimstuhl und betrachte das Zimmer. Es gibt nicht viel zu sehen. Ein Krankenhausbett, ein kleiner Eingangsbereich mit Kommode, ein Nachttisch mit Wasserglas, ein Fenster, ein Regal, auf dem eine kleine Kartonschachtel liegt. Darauf steht in freundlichen weißen Buchstaben: Adventsmomente. Daneben eine kleine Gebrauchsanleitung in Comicform. Draußen hat es 25°C. Tee, denke ich um viertel vor

zwei nachts im Hochsommer, auf der Kommode steht ein Wasserkocher, ich fülle ihn im Bad auf und lasse das Wasser kochen. Das ist laut, Sepp schnarcht, ich sterbe ein bisschen vor Angst. Wenn die Schwester kommt, sage ich mir, sieht sie kochendes Wasser, Sepp und mich, wie ich mir in die Hose mache. Der Wasserkocher klickt hörbar und ich lege mir behutsam einen Teebeutel mit Waldbeerzaubergeschmack in die Tasse. Sieben Minuten später sitze ich im Sessel, schlürfe Tee und beobachte Sepp, er liegt kompakt und eingemummelt in den Laken, das sieht lieb und sehr langweilig aus. Warme Sommernachtluft kommt herein und duftet mich an, und ich muss ein bisschen lächeln über alles, obwohl der Teebeutel undicht ist und im letzten Schluck getrocknete Beerenstückchen aus der Tasse mitkommen, die sich in meinen Zahnzwischenräumen festsetzen. Leise stehe ich auf, um Sepp, das Elefantenkind, nicht zu wecken und spüle die Tasse im Bad aus. Ich lege sie vorsichtig kopfüber auf den Waschbeckenrand und trockne meine Hände an den ungemütlich glatten Altenheimhandtüchern ab, dann gehe ich wieder hinaus, wo Sepp liegt, sehr verlässlich. Fünf Minuten später döse ich auf dem Stuhl vor mich hin, plötzlich schrecke ich hoch, mein Puls rast und mein Blick auch und neben Sepp piepst ein Gerät, das ist ein Geräusch wie ein Feuermelder, ein Stressfaktor. Es warnt. In Sepps Fall warnt es vor dem Tod, den ich gar nicht sehen kann, obwohl er wahrscheinlich schon am Bett steht. So stelle ich mir das gerne vor, den Tod, so bildlich. Sepp atmet ungerührt. Ich muss an die Schwester denken, die jetzt gleich kommt, springe auf, suche Steckdosen, finde eine, reiße am Kabel, Stille. Stille, Gottseidank. Vielleicht hat es niemand bemerkt, ich lausche für ein paar Sekunden unbewegt. Niemand. Ich atme aus. Ein kurzes Atmen, das abgeschnitten wird, weil ich gemerkt habe, dass nur ich atme. Also ich atme, allein. Das heißt, Sepp ist weg, ohne sich zu verabschieden. Ich richte mich auf und schaue ihn an. Er sieht nicht anders aus als vorher. Ich nähere mich ihm, wie man sich einem bellenden Hund nähert, als würde Sepp zubeißen. Ich versichere mich, dass seine Zähne in dem Glas am Nachttisch liegen, das tun sie. Ich stupse ihn an, halte mein Ohr an seinen Mund und erschrecke fürchterlich, als aus dem dünnen Mund

ein Röcheln kommt, das kräftig ist, kräftig für einen, der gerade noch tot war. Aus, ein, geht das Röcheln, bis es wieder anhält. Ich lasse ihn nicht aus den Augen, frage mich, ob ich ihn aufgeweckt oder umgebracht habe. Ich stehe vor Sepps Bett, meine Knie in die kühle Matratze gepresst. Zwei Minuten später, wie einer, der ringt, atmet Sepp weiter, er schläft, er stirbt. Es ist nicht wie im Film, ruhig, ernst, still, vielleicht sanft. Es ist nicht sanft. Es ist erschreckend, laut, es ist lächerlich und furchtbar. Wieder verstummt Sepp. Ich stehe über ihn gebeugt, ich möchte dringend, dass er stirbt. Ein lautes Röcheln durchbricht die Stille, ein Schnappen nach Luft, ein Auftauchen. Ich warte, bleibe still. Dann stirbt Sepp zum dritten Mal in dieser Nacht, es ist zu heiß hier drin. Ich warte zehn Sekunden, dreißig Sekunden, eine Ewigkeit. Ich warte ganz still und trotzdem erschreckt mich das raue Kratzen, das kann doch nicht normal sein, ich blicke um mich, irgendwer muss doch kommen, das Piepsen gehört haben. Ein roter Knopf am Bett, Rot ist gut, Rot warnt. Ich drücke ihn, nichts passiert. Ich haue noch mehrmals auf den Knopf, bis ich bemerke, dass er wahrscheinlich leuchten sollte. Der Stecker. Ich bücke mich, schiebe ihn wieder in die Steckdose, das Piepsen ertönt und hilft überhaupt nicht. Ich betätige den Knopf, fest und gründlich. Ich drehe mich zu Sepp, schaue in sein Gesicht. Ich höre eine Stimme, noch weiter weg, Sepp raspelt neben mir, ich blicke zum Türspalt. Gerade als ich unter der Tür Licht erkennen kann, wende ich mich ab, sage nichts zu Sepp, auch nicht in Gedanken. Noch bevor Sepps Herz zum letzten Mal pumpt, bin ich durch das Fenster hinaus in die Nacht gesprungen.

Glas

SOPHIE SCHUSTER

Fühlt es sich manchmal so an, als wärst du durchsichtig?

Wie ein Mensch aus Glas, in einer Stadt aus Glas, durch die alle sehen aber doch nichts verstehen können, weil sie alle an dir vorbeigehen, geblendet von dem kühlen Sonnenlicht, das dein Glaskörper reflektiert; und du blickst an *ihnen* genauso vorbei, weil du Angst hast, in ihnen etwas zu sehen, das du nicht sehen willst.

Manchmal gehst du durch deine Glasstadt; und du fragst dich, warum; denn du könntest auch einfach aus deinem Fenster zuhause blicken und bis zum Ende der Stadt sehen, weil alles so wunderbar durchsichtig ist.

Aber vielleicht hoffst du trotzdem etwas zu finden, denn du suchst und suchst und suchst, aber deine Wahrnehmung gleitet daran vorbei, weil du und wir alle so sehr daran gewöhnt sind, alles zu durchschauen und zu verstehen. So sehr, dass wir es nicht mehr erkennen, wenn es sich nicht auf den ersten Blick erkenntlich zeigt. Wir sind alle schon so müde vom Suchen und immer noch so hungrig nach dem, was wir suchen; und wir kennen das Glas in unserer Glasstadt auswendig, sodass unsere müden Augen, gefüllt mit Glastränen, den kleinen Regenbogen, der vom Glas gespiegelt wird, nicht erkennen. Darum gehen wir weiter durch unsere Glasstadt und sehen uns nicht an, weil wir das Offensichtliche nicht sehen wollen, nicht geblendet werden wollen; und uns selbst in der Spiegelung nicht erblicken wollen.

Aber jetzt schmilzt unser Glas. Es tropft und tropft und tropft und es rinnt über unsere Glasstraßen und nach und nach schmelzen auch wir, mit unseren Glaskörpern, dahin. Endlich sehen wir uns an, endlich drehen wir uns um, sodass wir einander sehen können. Und in den letzten Momenten unseres Daseins als festes Glas blicken wir uns

an und erkennen, was wir falsch gemacht haben. Zum ersten Mal sehen wir nicht durch das Glas hindurch, sondern wir erkennen, was für uns davor nicht sichtbar war.

Aber es ist zu spät. Es war schon die ganze Zeit zu spät, aber niemand hat es bemerkt. Alles schmilzt; unser Glas rinnt in zähflüssigen Strömen davon, und wir mit ihm, bis von unserer Glasstadt nichts mehr übrig bleibt. Bis es nichts mehr gibt, von dem später jemand erzählen wird, bis alles verschwunden ist, was wir als unseres bezeichnen können.

So schwimmt unser Glas davon, so schwimmen wir davon. Vom Himmel regnet es flüssiges Glas. Aber es kommt nicht wirklich vom Himmel; es sind die Turmspitzen, die weit in die Glaswolken reichen, und nun auch schmelzen. Die Turmspitzen, an denen wir so lange gebaut haben. Sie sind nur Glas, so wie wir und sie fallen auf uns hinab, weil wir alle nur nutzloses Glas sind, das der Hitze nicht standhalten kann.

Die Menschen, die sogenannte Krone der Schöpfung, alles ist nur Glas und alles zerbricht wie Glas.

Wenn die Luft weg ist.

SANNA SINGER

Wenn die Luft weg ist und das Licht zu hell wird, muss man gehen.

Weniger wegen der scheinbaren Gefahr des Erstickens, sondern viel mehr wegen des hörbar rasenden Pochens und des inneren Bebens.

Man wird nicht abheben, eher fallen.

Die Schwäche kommt schneller als erwartet.

Wettlauf gegen die Zeit? Oder Wettlauf gegen sich selbst?

Wenn man es nur lange genug ignoriert ...

Doch wenn dann jede Bewegung eine Explosion auszulösen scheint und alles nur noch schreit, ist es besser zu verschwinden.

Der anderen wegen? Nein. Der anderen wegen bleibt man sitzen.

Leise lächelnd oder sogar laut lachend. So still wie möglich, unauffällig, aber nicht anders als sonst. Vorteile am Ungesehen-Sein.

Aber ein richtiger Ausbruch? Ein „Kurzschluss“, ein innerer Schrei? Das ist besser allein.

Die bittersüße Stille am dreckigen Boden eines viel zu engen Raumes.

Vielleicht doch der anderen wegen ...

Raum und Zeit, Sein und Nicht-Sein; eine brodelnde Hölle in einer zitternden Hülle.

Nur das Ticken der Uhr klar im Sinn – oder vielmehr im Wahnsinn.

10 Minuten ohne Tränen.

Das scheinbare Näherkommen der Wände – die das letzte bisschen Luft nach oben wegpressen, somit ins Unerreichbare, die Beine wollen nicht mehr Säule spielen – ist ab dem Zeitpunkt ein Problem, ab dem die Sinne wieder so klar werden, sie wahrzunehmen.

5 Minuten.

Die Nägel, die nun vom Himmel fallen, lassen die Stille zum Feind werden. Das Innere zu laut, um Äußeres zu ertragen; das Äußere zu leise, um Inneres zu unterdrücken. Man weicht zurück vor sich selbst, doch einmal gefangen, kommt man nicht mehr raus. Auf allen Seiten Wände, umhüllt von kreischender Dunkelheit.

2 Minuten.

Aufstehen nun eine unumgehbare Aufgabe.

Die Schwäche ist doch unreal, die Gefahr nicht mehr da, sie war es nie. Das Zittern liegt am Schlafmangel, der Schweiß an der Hitze und das gespielte Funktionieren am Alleine-Sein.

Wasser für die anderen.

Atmen nicht vergessen, aber nicht mehr daran denken, denken ist dumm.

Rausgehen.

Automatisiert, gesteuert, fern-gesteuert.

Die Hülle formt ein Lächeln, das sie weder spürt noch vertritt.

Unnatürlich, unnormal.

Zurückgehen, glücklich sein.

Wenn die Luft weg ist, muss man so tun, als wäre nichts.

Drei Sekunden weg

MIRIAM TRNKA

Gib mir drei Sekunden mit dir und wir fangen die Ewigkeit wieder ein. Eine halbe warst du ja schon fort, dann will ich wenigstens die andere Hälfte mit dir verbringen.

Du bist immer noch nicht sicher, wohin du willst. Ich sage dir, du sollst schlafen, für eine Welteroberung deiner Art braucht man mehr als nur ein Feuerzeug und eine Taschenlampe in den Hosentaschen- man braucht vor allem Energie, so strahlend wie deine.

Egal, wohin du gehst, das kann auch Texas, Kalifornien oder Nebraska sein, nimm mich doch mit. Denn auch fernab von diesem zu Hause, dieser Stadt, bin ich bei dir daheim.

Wir sollten gemeinsam vor der Eintönigkeit fliehen, vor allem, was uns wehtut. Und wenn du mich noch einmal ansiehst, ein einziges Mal noch, mit diesem Blick, dann werde ich dir aus tiefster Überzeugung sagen können, dass ich dir nicht mehr wehtun will. Und, dass ich bleibe, auch, wenn du eines Nachts verschwimmst und ich merke, dass du nur ein Sekundenbruchteil eines wiederkehrenden Traumes warst, auf den ich jeden Abend hoffe.

Stich in See, wenn du meinst, dass du dann findest, wonach du suchst. Der Ozean wird dich schon nicht verschlucken, denke ich, weil wir schon gemeinsam darin gebadet haben, vor langer Zeit.

Ich gehe nicht mehr, sage ich erneut und du liest zwischen allen meinen Zeilen. Für dich bin ich kein offenes Buch mehr, du hast mich mittlerweile als Poster an der Wand hängen. Sag mir, hast du gutes Tixo benutzt?

Sag mir, lässt du mir das Auto da, während du in der Welt Filmrisse erleidest und die Zeit verlierst? Dann fahr ich dir nach, bis in die Prärie. Bis ich dich wiedersehe, wenn du dann da stehst auf der Reißleine, einbeinig. Wenn du dann dastehst, unwickelt von der Banderole, die das Ziel schmückt.

Dann weiß ich, wann ich endlich wirklich angekommen bin.

Kyklop

DUNJA VUKOBRATOVIĆ

Der Film Jaws sorgt seit den 2000er Jahren für ausbreitende Angst vor Haien. Die bestialische Darstellung, bergegroße, spitze Zähne, der Blutdurst der Tiere jagt besonders seit der Premiere des Films Panik ein. Geschichten von Haien, die auf Mittelmeerstränden gestrandet schwimmen, lassen jedes verängstigte Auge Steine in erschreckende Haie verwandeln. Sogar Schwimmbeckenböden. Die Angst vor den unberechenbaren, laut dem Internet schlecht sehenden Meerestieren erstreckt sich über Kontinente und Ozeane. Von Kindesalter an pumpt jedes Herzlein schneller, wenn etwas aus der Entfernung wie ein natürlicher Feind wirkt. Es heißt man solle ruhig bleiben, sich die Angst im Anblick der Tiere nicht anmerken lassen. Doch bei einem solchen Menschenfressertier, einer solchen Gefahr ist die Furcht in jeden Menschen installiert. Die angeborene Angst vor dem Unbekannten. Luft tief einatmen, Augen auf unter Wasser. Jemand schaut mit Kugelaugen in die kaugummiweißen Perlenaugen eines Hais. Die Blicke treffen sich, der Hai schwimmt mit sicheren Schwingungen in Richtung der Gummischwimmflossen. Neugierig, genauso wie jemand der ihn beobachtet. Für einen Augenblick ist der indische Ozean mucksmäuschenstill. Neonblaue Fische durchsichtig. Kugelaugen auf Perlenaugen fokussiert. Der Hai schwimmt an Jemandem vorbei. Das Unbekannte wird als Bekannt erkannt. Luft ausatmen. Die Wasseroberfläche lässt das salzige Wasser durch die Gedankenwelt strömen. Taub vom Ozean, blind von der prallen Sonne hat Niemand Angst. Der Hai schwimmt tiefer, raue, an Salzwasser angepasste dunkle Haihaut trifft auf die, mit Dove Feuchtigkeitslotion gepflegte. Haut an Haut bist du frei. Du bist die Königin der Könige, mächtiger als Agamemnon, reicher als Midas, weiser als Salomon. Taub und blind erlebst du die Stille des Seelenfriedens. Salzige Wellen überrollen den Körper. Der Hai schwimmt vorbei. Niemand hat dir die Augen geblendet, die Ohren zugebunden. Der Ozean treibt dich weiter, Augen zu.

Danksagung

Ganz herzlich danken wir unseren Partnern, die **TEXTE. Preis für junge Literatur 2024** erst ermöglicht haben (in alphabetischer Reihenfolge), und den unterstützenden Wiener Bezirken:

Bildungsdirektion Burgenland	1., Innere Stadt
Bildungsdirektion Kärnten	2., Leopoldstadt
Bildungsdirektion Niederösterreich	3., Landstraße
Bildungsdirektion Oberösterreich	4., Wieden
Bildungsdirektion Salzburg	5., Margareten
Bildungsdirektion Steiermark	7., Neubau
Bildungsdirektion Tirol	8., Josefstadt
Bildungsdirektion Vorarlberg	9., Alsergrund
Bildungsdirektion Wien	10., Favoriten
Buchhandlung Aichinger, Bernhard & Comp.	11., Simmering 13., Hietzing
Buchhandlung Seeseiten	14., Penzing
Bundeskanzleramt	15., Fünfhaus
DelFabro	16., Ottakring
Kijuku	17., Hernals
Kultur Niederösterreich	18., Währing
Land Salzburg	19., Döbling
Lhotzkys Literaturbuffet	20., Brigittenau
Literarmechana	21., Floridsdorf
Literaturmuseum Wien	23., Liesing
Schweizer Botschaft	
Schauspielhaus Wien	
Schauspielhaus Zürich	
Stadt Wien Büchereien	
Wien Kultur	

Informationen zu **TEXTE. Preis für junge Literatur:**

www.texte.wien



TEXTE

Preis für junge Literatur

Vom **Verein Literarische Bühnen Wien** produziert und veranstaltet, ist der von Christoph Braendle geleitete Schreibwettbewerb **TEXTE. Preis für junge Literatur** für Jugendliche im Alter von 14 bis 19 Jahren auch heuer wieder auf großes Interesse gestossen.

Das Thema 2024 lautete:

Augen blicke

Die dreiundzwanzig besten Texte 2024
stammen aus der Feder von:

Adele Bardelli	Benjamin Höller	Philip Pecoraro
Liv Burkhardt	Bruna Karolyi	Merlind Raible
Marie-Valerie Daniell	Flora Lukas	Theresa Schmerold
Felix Denk	Emilia Masek	Sophie Schuster
Isabel Garcia	Sophia Nebel	Sanna Singer
Tim-Xaver Herzog	Sarah Nothegger	Miriam Trnka
Hannah Heumayer	Reka Papp	Dunja Vukobratović
Jana Hilber	Franziska Payr	